8/1988 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427–5217

FREIE WELT

Korridor-Gespräche

Welchen Beitrag zur Abrüstung können atomwaffenfreie Zonen leisten?

Prothesen fürs Herz?

Wissenschaftler aus Brno und Rostock geben Antwort

Privat durch Buda

Katarina Witt nach ihrer letzten goldenen Kür

★ Inhalt

Nachbarland
Prag, „Mutter der Städte“, gibt den Verkehrsplanern manche Nuß zu knacken **Seite 4**

Aussteiger im All
Außenbordmonteur – Raumfahrerberuf mit großer Zukunft **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Dokumentation
Zur Geschichte und Gegenwart von atomwaffenfreien Zonen **Seite 16**

Bericht aus Sibirien
Die Ur-urenkel der Kosaken **Seite 20**

Wirtschaft
Dialog vor dem Zeitzer Treffen der Jugendbrigadiere **Seite 22**

Nationalitätenpolitik
Zu aktuellen Fragen in den Beziehungen der Völker der Sowjetunion **Seite 26**

Grafik zu Literatur
Bernhard Heisig – Wladimir Majakowski **Seite 28**

Musiktheater
Stephan, der König – eine Rockoper aus Budapest **Seite 30**

Bildgeschichte
Der Bauch von Moskau **Seite 32**

Erzählung
Michail Puchow: „Der Anhalter“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie **Seite 40**

Erdgastrasse
Suhler Bauleute in Barda **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Medizin
Chancen für ein künstliches Herz **Seite 46**

Sport
Winkewinke an der Donau – Katarina Witt nahm Abschied **Seite 52**

Titelfoto:
Katarina Witt bei einem Spaziergang durch ihre „goldene“ Stadt Budapest, fotografiert von Frank Wegner

Redaktionsschluß für dieses Heft: **4. 4. 1988**

Die Ostsee sonnt sich. Nur selten spielt sie mit einer leichten Brise, worauf die dicken Pötte, die ein Hauch von Fisch und Ferne umgibt, ungeduldig an ihren Leinen zerren. Auch auf der „Störtebeker“, einem zweckentfremdeten Seitentrawler, der neben den Fischfängern in Marienehe seinen festen Liegeplatz hat, ist bisweilen sanfte Bewegung zu spüren. Der Mann auf der Brücke sieht aus wie der Kapitän. Dieser Eindruck täuscht. Der Mann, dem unsere Aufmerksamkeit gilt, ist Professor Dr. sc. techn. Eckard Moeck. Seit fünfzehn Jahren übt er mit Umsicht und der ihm eigenen Sorgfalt ein Ehrenamt aus: Er ist Vorsitzender des Bezirksvorstandes Rostock der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft.

Er, der gewiß insgeheim gerade alle neugierigen und fotografierenden Zeitungsleute zum Klabautermann wünscht, wird in feierlichen Momenten mit Magnifizenz angesprochen. Ansonsten sagen Mitarbeiter wie Studenten Genosse Professor zu ihm. Der Mann auf der Brücke ist ihr Rektor, die „Störtebeker“ das Ausbildungs- und Forschungsschiff der von ihm geleiteten Hochschule, der einzigen ihrer Art in unserem Land: der Ingenieurhochschule für Seefahrt Warnemünde/Wustrow. Rund 1300 Studenten, rund 800 Mitarbeiter, davon etwa 300 Lehrkräfte.

Das Kapital

Unter den Studenten, die wie ihre Lehrer allesamt schmuckes Marineblau tragen, gibt es viele mit bekannten Namen. Müller, Meier, Lehmann, Schulze, Schmidt. Nur einer heißt Moeck, Ralf Moeck. Er ist des Rektors jüngster Sohn. Während Rainer, sein älterer Bruder, in Berlin-Wartenberg Landtechnik studiert, will er, der mit 1,87 dem Vater längst über den Kopf wuchs, Schiffsoffizier werden. Wie nahezu alle seine Kommilitonen hat auch er schon auf schwankenden Planken gestanden und sich auf den Meeren der Welt den Wind um die Nase wehen lassen. Während seiner Ausbildung zum Vollmatrosen fuhr er auf der „Friedrich Engels“, auf der er auch seine Äquatortaufe erlebte. Dieser Schnellfrachter kommt von der Warnowwerft, wurde zu einer Zeit gebaut, da Vater Moeck dort Direktor für Erzeugnisentwicklung war.

Nun trägt er seit langem schon Verantwortung für die Entwicklung junger Menschen zu standhaften, entschlußfreudigen, klassenbewußten Offizieren unserer Handels- und Fischereiflotte und zu Diplom-Ingenieuren für die Schiffbauindustrie. Für den Rektor sind die Studenten das wertvollste hochschuleigene Kapital. „Und mitgeben müssen wir ihnen hier so viel, daß sie später ihre Aufgaben völlig eigenverantwortlich lösen können. Und: Sie müssen immer wissen, woher der Wind weht, unter welcher Flagge sie fahren.“ 68 Prozent seiner Studenten gehören zur großen Schar der organisierten Kommunisten in unserem Land. Auch Ralf, sein Jüngster, vierundzwanzig.

200 Tage

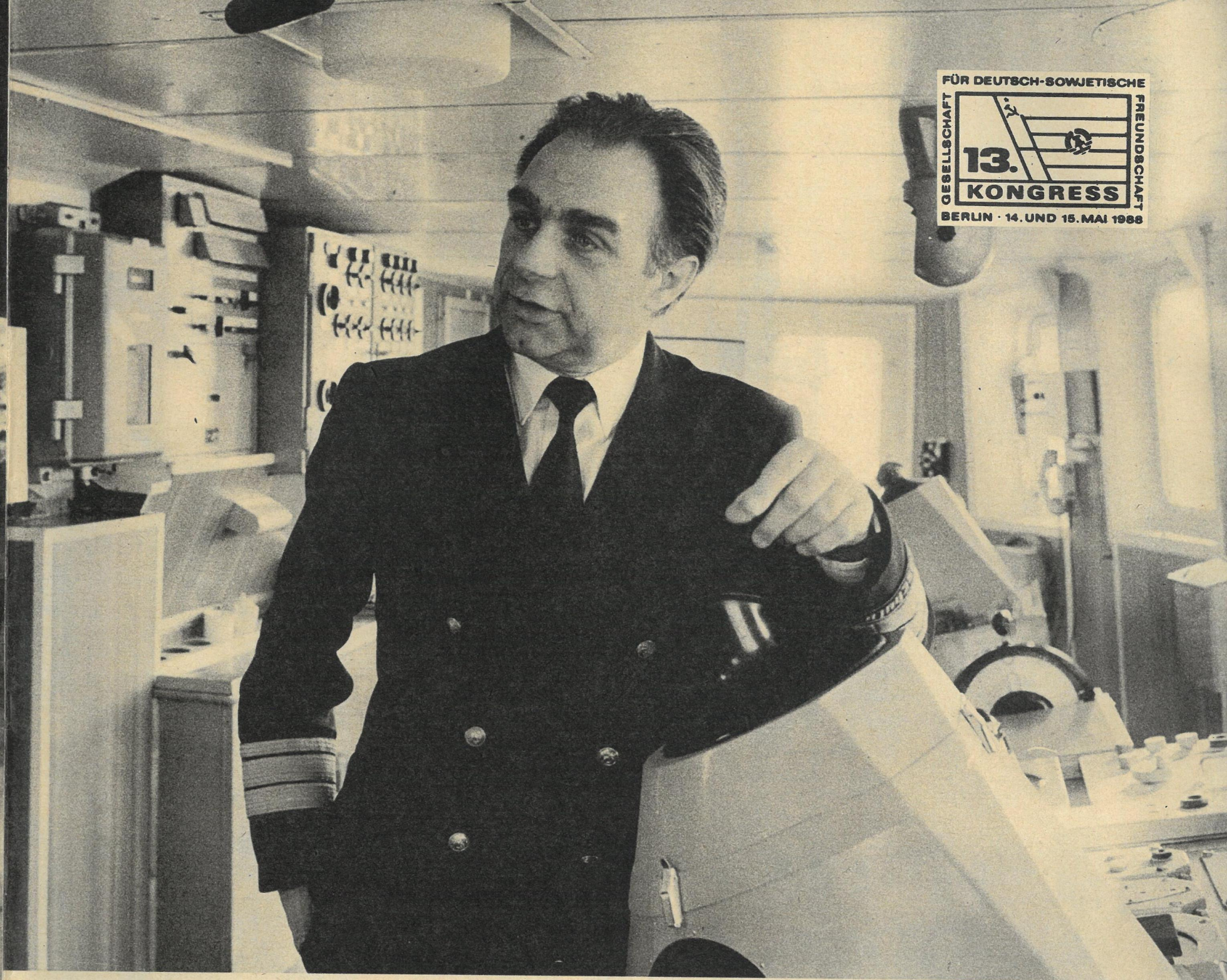
Der Rektor zählt zu jenen Leuten, bei denen man vom ersten Moment an spürt: Auf den ist Verlaß. Schwer vorstellbar, daß er auch fluchen oder brüllen kann, wenn ihm mal die bekannte Laus über die Leber läuft. Er strahlt Ruhe, Kraft und jene Ausgeglichenheit aus, die auf einwandfrei arbeitendes Innenleben schließen läßt. Dieser Mann, der nie rauchte und auch kein Platt spricht, obwohl er es versteht, wird in wenigen Wochen 54. Alle äußeren Anzeichen sprechen entschieden dagegen. Erst 38 war er, als ihm eine Professur angetragen wurde und er wenig später auf einem akademischen Festakt seine Berufung zum Rektor der Ingenieurhochschule für Seefahrt erhielt; einer Bildungseinrichtung, deren Anfänge bis ins Jahr 1846 zurückreichen. Damals wurde in Wustrow (wo sich heute der kleinere Hochschulteil befindet, in dem die Studenten ihr erstes Ausbildungsjahr absolvieren) die „Großherzogliche Mecklenburgische Navigationsschule“ gegründet. Noch nach 1945 bildete sie nautische Kader aus. In Warnemünde entstand 1948 die Ingenieurschule für Schiffstechnik „Ernst Thälmann“. 1969 wurden beide Schulen vereinigt, die neu entstandene Einrichtung erhielt Hochschulstatus. Die Ausbildung ist praxisnah von der ersten Stunde an. Und nützlichster Helfer hierbei ist – neben Trainern und Simulatoren für Hauptmaschinenbetrieb, Radarnavigation, Kollisionsverhütung und Fischfang – ganz ohne Zweifel die „Störtebeker“, seit acht Jahren im Hochschulbesitz. Gebaut wurde sie bereits 1961. Das gilt indes nur noch für Schiffskörper und Hauptmaschine, denn alles andere ist neu. Vor allem im Bauch des einstigen Fischfängers sind Millionenwerte installiert: viel Elektronik. Mit einer erfahrenen Besatzung und jeweils 25 Studenten ist das Ausbildungs- und Forschungsschiff insgesamt 200 Tage im Jahr auf See.

Gäste

Der Kaffee, den sie kocht, ist gut. Und auch das Servieren hat sie gelernt. Schließlich bediente sie früher zwischen Havanna und Hanoi, in mehr als zehn Kilometer Höhe. Monika Huhn (1,6 Millionen Flugkilometer) war sechs Jahre Stewardeß. Jetzt hat sie zwei Kinder und ist im Rektorat u. a. für Protokollfragen zuständig. Und wenn Gäste kommen, gehört ihr Rabenschwarzer dazu. An diesem Vormittag sind Gäste gekommen, der Kaffee duftet. Die Hochschulleistungsschau '88 wird eröffnet. 822 Studenten, junge Wissenschaftler und Mitarbeiter stellen sich der Öffentlichkeit mit 83 ausgewählten Ergebnissen wissenschaftlichen Wettstreits. Er bringt beachtlichen Nutzen: etwa 8,4 Millionen Mark. Für zehn Exponate wurden Patente angemeldet, fünf stellen Weltneuheiten dar.

Auf einer der Schautafeln der Sektion Schiffsbetriebstechnik finde ich hinter der Rubrik „Wissenschaftliche Betreuer“ auch Eckard Moecks Namen. „Ich müßte hier aufhören, wenn ich nicht mehr wissenschaftlich arbeiten könnte“, sagt er sehr bestimmt. So vergeht kein Jahr, in dem er an der Hochschule nicht auch Forschungsthemenleiter ist. Er betreut Doktoranden, hält auf seinem Fachgebiet – Schiffsmaschinenanlagen – vielbesuchte Vorlesungen und hat schon mehr als 70 wissenschaftliche Publikationen geschrieben, die auch in der Sowjetunion, in Polen, Bulgarien und Italien veröffentlicht

Wo sich der Rektor am wohlsten fühlt: Unter seinen Studenten



wurden. Das Buch, das er mit einem anderen Hochschullehrer verfaßte, bleibt für Laien ein Buch mit sieben Siegeln: „Technische Diagnostik an Schiffsmaschinenanlagen" – inzwischen auch in russisch erschienen. „Zur Zeit liegt ein weiteres Manuskript beim Verlag." Doch nicht nur dorthin muß er bisweilen – bisweilen muß er auch bis Malmö. In der schwedischen Hafenstadt hat die Weltschiffahrtsuniversität ihren Sitz. Eckard Moeck gehört zum Verwaltungsrat dieser UNO-Einrichtung, an der alljährlich vier Professoren seiner Hochschule Gastvorlesungen in englisch halten. Und deren Studenten und Hochschullehrer ständige Gäste in Warnemünde sind.

Anderntags hat Monika Huhn keinen Kaffee gekocht, sondern im großen Senatssaal Erfrischungsgetränke und Gläser bereitgestellt. Die Gäste sind junge Leute. Sie kommen vom Patenschiff „Rostock", einem Küstenschutzschiff unserer Volksmarine. Der Rektor erzählt in seiner wohltuend sachlichen, schlichten Art von den Aufgaben der Hochschule, führt seine Besucher durch die Leistungsschau der Studenten, ergänzt hier und da die Erläuterungen der Standbetreuer. Als er sich dann herzlich von den jungen Genossen verabschiedet, bleiben ein paar zurück. Später sagt er mir: „Drei haben sich erkundigt, wie es bei uns so langgeht." Und ich sehe Freude auf seinem Gesicht: „Sie wollen nach ihrer Dienstzeit bei uns studieren..."

Unterwegs

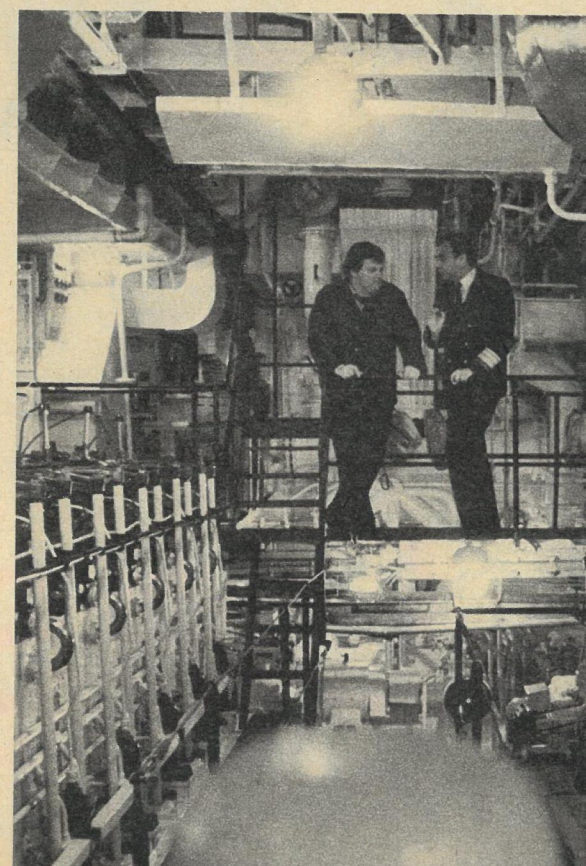
Waren seine Kindertage überschattet von Faschismus und Krieg, so hatte er im ersten Jahr des Friedens, da eben der Herbst die Blätter zu färben begann, ein Erlebnis, das er nie vergaß. Er kann die Geschichte noch heute so erzählen, als sei sie gestern erst geschehen.

Da hatte ein nicht mehr junger Rotarmist, der mit aufgepflanztem Bajonett vor der Kommandantur im mecklenburgischen Hagenow Posten stand, urplötzlich seinen Platz verlassen und war auf einen Kinderwagen zugegangen, den eine junge Frau vorüberschob. Hatte aus rauher Kehle etwas gebrummt, das wie Maama klang, hatte einen zerknüllten 20-Mark-Schein aus der Hosentasche gezogen, ihn auf die Kinderwagendecke gelegt. Als die Frau einen Blick zurückwarf, stand der Soldat bereits wieder an seinem Platz. Die Frau mit dem Kinderwagen war Eckard Moecks Mutter. Der Elfjährige an ihrer Seite konnte sich keinen Vers darauf machen. Im Wagen lag Heidelore, seine Schwester, geboren in keinem Kreißsaal. Zur Welt gekommen im bitterkalten Februar 1945 in einem überfüllten Lazarettzug aus dem Osten. Geboren unterwegs. Etwa 20 Kilometer vor Pasewalk...

Im Januar '49 trifft der bald 15jährige in eben diesem Hagenow seine erste politische Entscheidung. Er wird Mitglied einer Organisation, die einen ziemlich langen Namen trug: Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion (im gleichen Jahr in Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft umbenannt.) „Das war meine erste Organisation überhaupt, noch bevor ich Monate später dem Jugendverband beitrat; ein Schritt, der mehr vom Gefühl her kam, denn was für ein Bewußtsein hatte ich damals schon..." Das sagt ein Mann, der nie verhehlte, daß deutsch-sowjetische Freundschaft für ihn immer eine Sache von Herz und Verstand war und ist. Er erzählt von einer Gesprächsrunde, die ihn und andere DSF-Funktionäre mit Ernst Timm, dem 1. Sekretär der SED-Bezirksleitung (deren Mitglied Eckard Moeck ist), im Vorfeld des 13. DSF-Kongresses zusammenführte. „Er nannte bei dieser Gelegenheit die Haltung zum Bruderbund eine Lebenshaltung von Millionen DDR-Bürgern. Sehr treffend, wie ich meine."

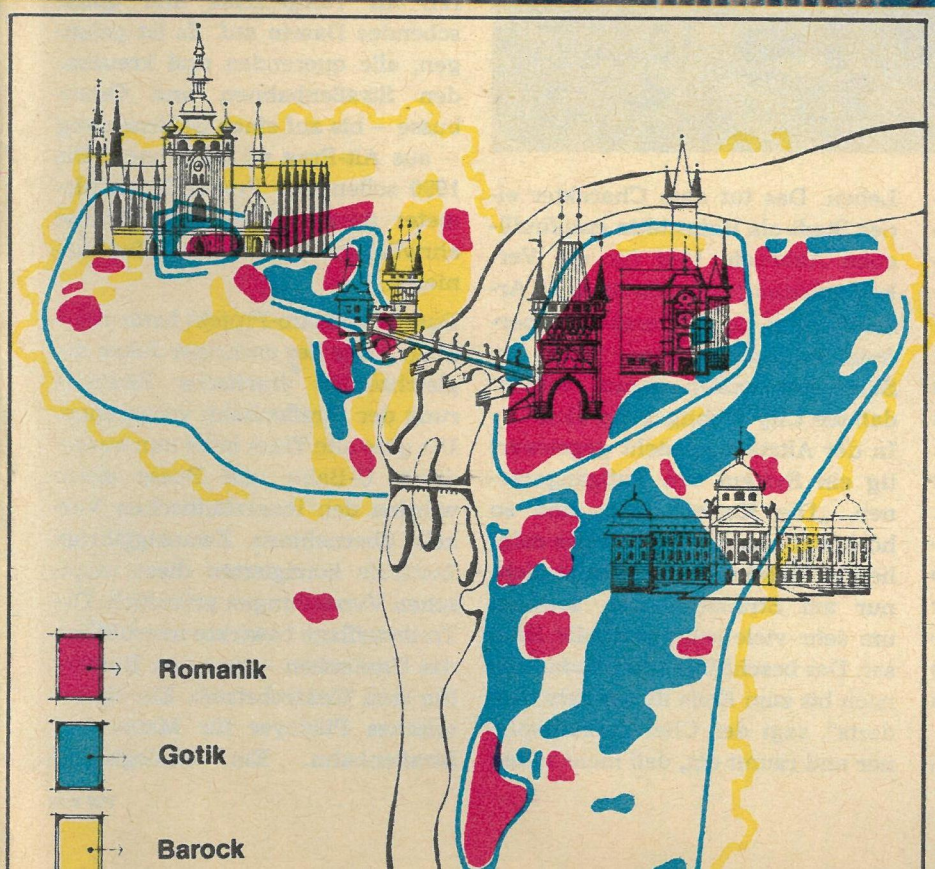
Fortsetzung Seite 41

Auf der „Störtebeker": Kapitän Joachim Mill und der Professor



Die schöne Last...

Ein Beitrag von Klaus Hurrelmann (Text) und Peter Meißner (Fotos)



Romanik, Gotik, Barock sind flächendeckend in Prag, wie die Darstellung vom Werden des Stadtkerns skizziert. Auf dem jüngst restaurierten Altstädter Markt (Foto) wird diese Sachlage wunderschön anschaulich. Allgegenwärtig sind weit über tausend Jahre Stadtgeschichte. Überstrahlt oder überschattet sie alles? Was bürdet sie allein den Verkehrsplanern der Moldau-Metropole an der Schwelle zum 21. Jahrhundert auf?

Die schöne Last...

Immer wieder wandert der Blick hoch zur Zimmerdecke. Einfach, weil das Schnitzwerk an den tragenden Balken da oben so wunderschön ist, auch die Malereien dazwischen. Ein Raum im Palais des königlichen Statthalters Jaroslav Bořita Martinic (1582–1649), den man 1618 zusammen mit seinem Kollegen Slavata und dem Geheimschreiber Fabricius aus einem Fenster der Prager Burg warf, was – als sogenannter zweiter Prager Fenstersturz – den Dreißigjährigen Krieg auslöste. In Prag ist jedes alte Haus prall von Historie und Histörchen. Auch vorerwähnte Zimmerdecke ist davon nicht ausgespart. Zur Amtszeit von Maria-Theresia verbarg kaiserliche Order als Brandschutzmaßnahme die ganze Herrlichkeit unter einer dicken Putzschicht. Als die Feuerwehr wehrhafter geworden war, hatte man die alte Pracht längst vergessen. Zumal besserer Heizbarkeit wegen später noch Zwischendecken eingezogen wurden. Erst 1974 konnte die Prager Stadtverwaltung das Gebäude restaurieren lassen. Da kamen die kunstvollen Balken und kostbaren Deckengemälde wieder ans Tageslicht. Nun hat hier der Chef des Ateliers für Verkehr beim Hauptarchitekten der Stadt Prag, Ing. Jiři Schwaller, sein berufliches Domizil. Das ihn, schon wenn er morgens sein Büro betritt, nachhaltig an seine Verantwortlichkeiten gemahnt. Und das den beredten Rahmen für ein FREIE WELT-Gespräch bildete.

Jeder Stein kann zum Stein des Anstoßes werden

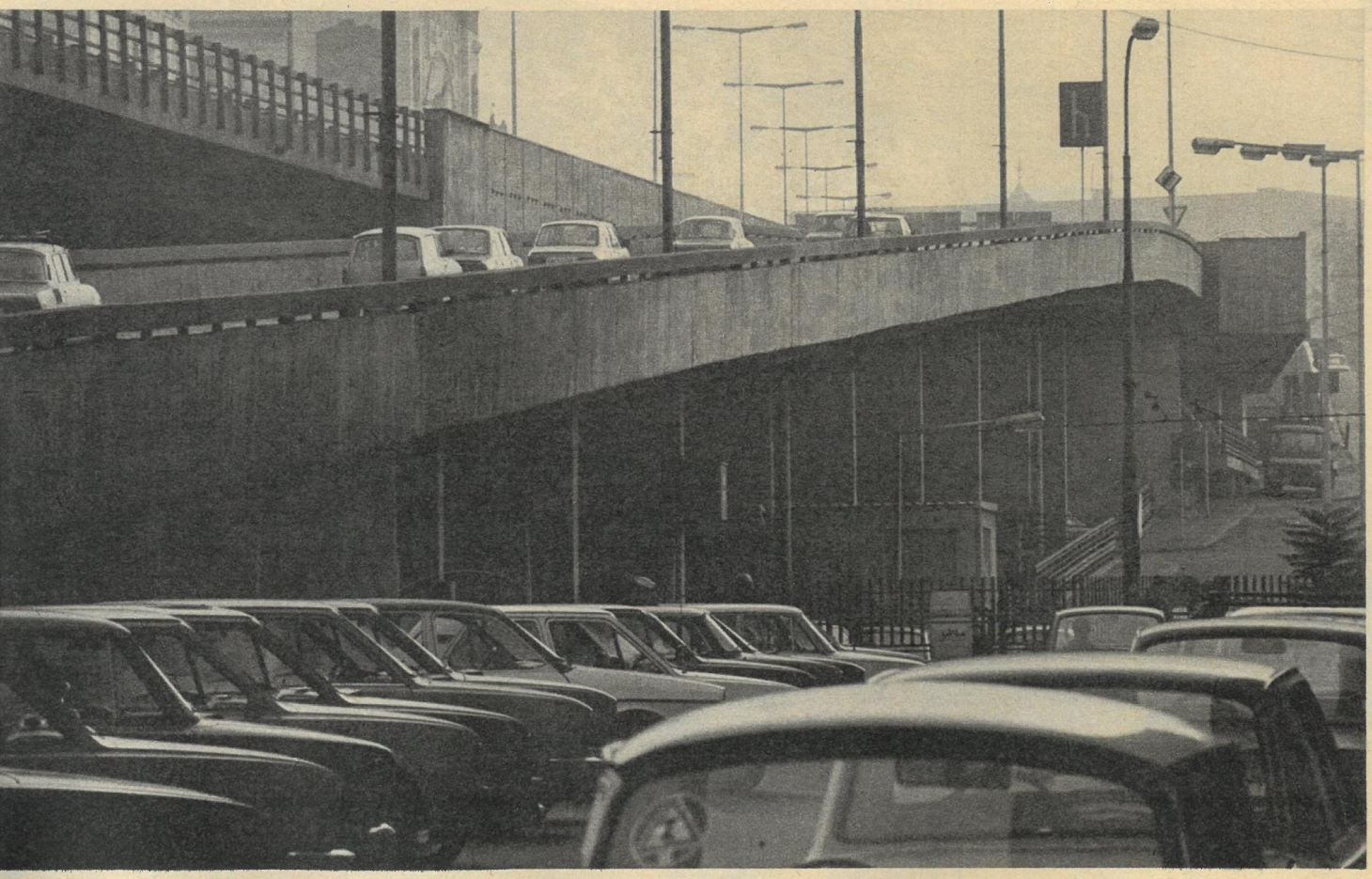
Prag, auch Mutter der Städte genannt, birgt so viel Welt- und Kulturgeschichte, daß jeder Stein, an den man Hand legen will, zu einem Stein des Anstoßes werden kann. Und sein Gepolter wäre nicht nur in Prag zu hören...

Deshalb sprachen wir mit Genossen Schwaller längst nicht nur über neue Verkehrswege oder alternative Transportmittel. Das alte Prag drückt jeder städtebaulichen Entscheidung seinen Stempel auf. Von Prags Planern ist behutsame Voraussicht gefordert wie kaum in einer anderen Metropole. Jeder Fehler, der an die Substanz geht, hinterläßt unheilbare Wunden. „Im historischen Kern unserer Hauptstadt", sagt Ing. Schwaller, „versuchen wir das Milieu so wiederherzustellen, wie es zu der Zeit war, als das Straßenskelett entstand. Das war, mit Ausnahme der im 19. Jahrhundert gebauten Pariser Straße, vom 12. bis 14. Jahrhundert. Sogar der Wenzelsplatz geht in seiner großzügigen Planung auf eine Idee Kaiser Karl IV. zurück. Aber Prag als totes Museum des Mittelalters? Wir verzichten nicht auf die Annehmlichkeiten der Jetztzeit. Ich halte uns für betont neuzeitlich."

Wer einmal inmitten des quirlenden Menschenstroms über die Karlsbrücke trieb oder sich die Straße Na příkopě hinunterschob, der reagiert gewiß verständnislos auf diese Prognose Schwallers: Der Prager City droht Entvölkerung! Wie meint er das?

Etwas dreißig Prozent aller Arbeitsplätze der ČSSR-Hauptstadt sind im Zentrum angesiedelt. Und wo ehemalige Wohnhäuser zunehmend zweckentfremdet Büros beherbergen, verlieren sie und die Straßen, in denen sie stehen, ihr Leben. Das tut dem Charakter einer Stadt als Heimstätte empfindlichen Abbruch. Und für die Verkehrsplanung ergeben sich zu Arbeitsbeginn und Feierabend unerfreuliche Spitzenzeiten. Also, die Stadtväter wollen darauf achten, daß die City Wohngegend bleibt.

In der Altstadt entsteht gegenwärtig ein System von Fußgängerzonen. „Die Kosten dafür sind so hoch, daß das nur stufenweise möglich ist. Schließlich geht es ja nicht nur um Straßenpflaster, sondern um sehr viele sehr wertvolle Häuser. Das beschäftigt uns mindestens noch bis zum Ende dieses Jahrhunderts", sagt der Chef-Verkehrsplaner und räumt ein, daß nicht selten sein Prager Herz geblutet habe, als dringende denkmalspflegerische Arbeiten arg lange nicht begonnen werden konnten. Seit 1980 aber sei die Sache endlich komplex in Takt. Altstadt, Neustadt, Kleinseite, das Territorium der Burg – etwa neun Quadratkilometer. Eine der größten zusammenhängenden urbanen Kostbarkeiten der Welt.



Prager Straßen und Prager Straßenrand (unten): In der Altstadt sind solche Lösungen undenkbar. Dort gilt nur eine Devise – das mittelalterliche Milieu äußerlich so gut wie möglich zu erhalten. Die liebevollen Restaurierungsarbeiten am Altstädter Rathaus (auf unserer Farbseite) gehören dazu.

Prag soll Prag bleiben

Moderne Verkehrslösungen für Prag. Aber Prag soll Prag bleiben. Da war Unsichtbares naheliegend. Also eine U-Bahn. Träume in dieser Richtung sind uralt. Seit 1925 wurde an der Moldau von einer Metro gesprochen. Aber erst der sozialistische tschechoslowakische Staat verfügt über die Kraft zur Wirklichkeit. Dem Pragbesucher von heute scheint diese Metro ein makelloses Mittel zur Bewältigung aller Probleme. Sie gilt mit inzwischen 27,5 Kilometer Streckenlänge als Hauptlastträger des innerstädtischen Verkehrs.

Eine Metro so unter eine Stadt zu bauen, daß die oberirdische Wirkung optimal ist, verlangt strategisches Vorausdenken. Für Prag hieß das: Entweder erst eine lange Trasse, dann die nächste Langstreckenverbindung und so weiter. Oder schrittweise, sternförmig angeordnet, kürzere Strecken, die zügig verlängert und miteinander verbunden werden. Die Entscheidung fiel zugunsten der zweiten Variante. Diese Strategie entlastete zielstrebig die historischen Stadtviertel. Die meisten Straßenbahnen zuckelten ja ehedem irgendwie durch das alte Prag und hatten es gehörig überfrachtet. Mit Inbetriebnahme der Metro-Linien seit Mitte der siebziger Jahre gab eine Straßenbahnverbindung nach der anderen ihr rumpelndes und quietschendes Dasein auf. Es ist gelungen, alle querenden und kreuzenden Straßenbahnen und Omnibusse – bis auf einen Schienenweg – aus Alt-Prag zu verbannen. Bis 1990 sollen 38,5 Prager Metrokilometer derart segensreich für die ehrwürdige Moldaustadt funktionieren.

Das erste Metro-Projekt hatte allerdings Ende der sechziger Jahre die gleichzeitige drastische Reduzierung der Straßenbahn vorgesehen. Die gute alte Tram habe nun ausgedient. U-Bahn und Busse allein würden den innerstädtischen Verkehr übernehmen. Zwanzigjährige Zeitläufe korrigierten diese utopischen Vorstellungen gründlich. Die Treibstofflage bewirkte unerbittlich das Umdenken – weg von Bussen, hin zum Elektrobetrieb. Ein ökonomisches Plädoyer für Metro und Straßenbahn. Ein ökologisches

DRAGA·CAPVT
NSCENDVNT
TVRRES
SVPERAS
RAGA TVAM
artinus Cuthen

Die schöne Last...

dazu, wie sich herausstellte. Schwer zu bewerten, wie sich allein die nicht ausgestoßenen Bus-Abgaswolken für die alten Bauten auswirkten!

Also geht alles in Ordnung mit der Prager U-Bahn? Als wir eines Morgens gegen 7 Uhr die Trasse C benutzten, um zu unseren Terminen ins Zentrum zu fahren, mochten wir die Art und Weise, wie wir uns in den überfüllten Waggon quetschen mußten, keinesfalls komfortabel nennen. Die Trasse B hingegen ist auch in Spitzenzeiten nicht immer ausgelastet. Als Planer weiß Jiři Schwaller warum. Die „B" ist noch zu kurz, beginnt und endet im Zentrum, schafft noch keine Verbindung zu den menschenreichen Stadtrandwohngebieten. Wenn sie die Neubauviertel im Südwesten erreicht hat, wird das anders. Der Vortrieb weiterer Linien, die zusätzliche Entlastung bringen, zieht sich noch bis ins kommende Jahrtausend hin. Da versucht wird, den Zuwachs der Prager Bevölkerung in Grenzen zu halten (heute 1,2 Millionen, bis 2010 sollen nicht mehr als 150 000 dazukommen), kann man zuversichtlich sein.

Prag hat täglich zweihunderttausend Auswärtige, oft sogar eine Viertelmillion, zu verkraften. Pendler, die zur Arbeit kommen, Dienstreisende, Touristen. So gut das Konzept Metro ist, so wenig ist es von heute auf morgen zu vollenden. Eine Generation ist mit dieser Aufgabe überfordert. Zumal die geologischen Verhältnisse im Stadtgebiet alles andere als einfach sind. Sie lassen nur bergmännische Formen des U-Bahn-Baus zu, wobei das Relief der Stadt Höhenunterschiede bis zu 120 Meter aufweist. Ein Unterqueren der Moldau ist für fast jede Metrolinie unumgänglich.

Hausgemachte Straßenbahn

Das zweite elektrisch betriebene Massenverkehrsmittel, auf das Prag setzt, ist die Straßenbahn, in den TATRA-Werken sozusagen hausgemacht. Besonders in den Außenbezirken behindert sie den Autoverkehr nicht und wird nicht durch Autos behindert.

Straßenbahnen in der Stadt. Der Stadtrat fordert von den Herstellern, spürbar die Lärmbelästigung zu verringern. TATRA sagt, das sei nicht allein Sache des Fabrikanten, sondern da träfen mehrere Komponenten zusammen. Da ginge es nicht nur um Motorengeräusche, um dämpfende Lagerung der Achsen, sondern auch um Schienen und Gleisbett, die Wartung der Züge. Kompetenzstreit vor der Problemlösung.

125,6 Straßenbahnkilometer gibt es in Prag. Der Anteil der Straßenbahnen an der täglichen Personenbeförderung in der ČSSR-Hauptstadt beträgt 38,4 Prozent, die Metro übernimmt 26,8 Prozent, und die Busse transportieren 34,8 Prozent der Fahrgäste. Obwohl die elektrische Traktion bereits deutlich dominiert, wird der Busanteil weiter sinken. Auf Neubauflächen allerdings bleiben Autobusse wohl immer die erste und einzige Lösung. Aber mit der Zeit werden sie entsprechend dem Generalplan für die Entwicklung des hauptstädtischen Verkehrs den umweltfreundlicheren, leistungsfähigeren und energieökonomisch bedeutend effektiveren Elektroverkehrsmitteln die Vorfahrt lassen.

Weg mit den Autos aus der Altstadt

Hauptsorge der Prager Stadtväter aber ist, den Kraftverkehr im Zentralteil der Metropole auf ein Minimum zu reduzieren. Administratives Vorgehen würde manches von vornherein zerbrechen. „Allein", so sagt es Jiři Schwaller, „wegen der Anwohner, die einen PKW besitzen und die wir so wenig wie möglich benachteiligen dürfen. Auch die Zentralbehörden kommen nicht ganz ohne Dienstfahrzeuge aus. Und das Fahren ist noch die einfachere Seite der Angelegenheit. Ganz schlimm wird es beim Parken. Energische Entscheidungen sind zu treffen. Ich meine den Bau von Garagenprojekten mit entsprechender Kapazität. Obwohl das nach unseren heutigen Möglichkeiten noch Zukunftsmusik ist: Ohne Hoch- und Tiefgaragen werden die Prager Altstadtstraßen niemals frei, schnürt sich die Stadt durch ihre eigenen Fortbewegungsmittel immer mehr selbst ein. Selbstredend, daß der Bau solcher Parkmöglichkeiten die denkmalpflegerischen Gegebenheiten für Prag strengstens beachten muß."

Der Durchfahrtverkehr wird konsequent eingeschränkt. Dazu baut Prag ein Ringnetz von Stadtautobahnen mit einem Mittelring als

Ein Nachmittag in der Revolučni-Straße. Hochdruck in einer Lebensader der Stadt. Was beim lebenden Organismus eine Arterienverkalkung, wären hier parkende Autos. Also striktes Halteverbot! Unmittelbar links von dieser Hauptverkehrsstraße beginnt die Altstadt, die zunehmend den Fußgängern vorbehalten ist und die nur von Anliegern befahren werden darf.

Dieser Beitrag entstand in Zusammenarbeit mit unserer Partnerredaktion „Svět socialismu", Prag

Karte: Tatjana Neljubina

Basis, in den noch ein kleinerer Ring eingefügt wird, der bereits teilweise fertig ist. Spektakulärstes Teilstück ist der Straßentunnel durch den Strahov.

241 Kilometer Hauptstraßenringe werden die Stadt nicht knebeln, sondern ihr im Gegenteil mehr Luft verschaffen. Etwa 75 Kilometer sind fertig. Auch das ein Vorhaben, welches weit über die Jahrtausendwende reicht. Erst dann wird, so sagt man in Prag, die Organisation des hauptstädtischen Verkehrs eine vernünftige sein. Überlegt habe man nicht zu spät, aber für solche Vorhaben muß es Mittel geben, auch die notwendigen Baukapazitäten. Bis in die siebziger Jahre mußte das Land vordringlich in seine Industrie investieren. Dann bekam Prag Priorität. Obwohl dieses System mit 241 Kilometer Länge nur einen Anteil von etwa 9 Prozent am Straßennetz hat, wird es mehr als 70 Prozent des hauptstädtischen Straßenverkehrs aufsaugen. Das stellt hohe Anforderungen an die Planung des Trassenverlaufs und an die Organisation der Verkehrsleitung. Geregelte Kreuzungen, mehrspurige Fahrbahnen lassen eine günstige Entwicklung des Verkehrsunfallgeschehens erwarten. Das ist schon jetzt deutlich erkennbar. Hier wird sich die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit dem Zentralen Forschungsinstitut des Verkehrswesens der DDR bewähren. Ein gemeinsames Thema ist nämlich die computergesteuerte Wahl der Schaltphasendauer von Verkehrssignalanlagen.

Bereits heute wirken die Parkbeschränkungen. Das innere Zentrum bleibt den Bewohnern vorbehalten sowie Betrieben und Institutionen. Einige ganz wenige gebührenpflichtige Parkmöglichkeiten, auf die man sich keinesfalls verlassen sollte, gibt es. Dreißig Parkminuten kosten dort eine Krone, bis zwei Stunden sind je vier Kronen zu berappen. Jede weitere Stunde ist zehn Kronen wert. So was nennt man progressiv. Übrigens ist die Prager Verkehrspolizei gar nicht zimperlich mit Parksündern.

Das Angebot „P + R"

Motorisierte Pragbesucher sollten das Angebot „Parken + Reisen" nutzen. Plätze dafür gibt es in der Nähe von Metrostationen in den Außenbezirken. Die Prager haben da interessante Erfahrungen gemacht, die sie zur Zeit gründlich überdenken. Einige P + R-Plätze sind außerordentlich beliebt – sie sind gebührenfrei. Auf anderen kann man auch in der heftigsten Touristenzeit fast garantiert seinen Wagen abstellen – dort werden Gebühren erhoben. Eine Krone für eine Stunde – das kostet auf Dauer. Die Entwicklung wird zweifellos über kurz oder lang zum gebührenfreien P + R-Parken führen. Man denkt sogar an einen zusätzlichen materiellen stadtschonenden Anreiz: Wer dort parkt, bekommt eine Tagesfahrkarte für die Metro! So wichtig ist den Stadtvätern die Angelegenheit. Aber beschlossene Sache ist es noch nicht.

Bei allen Vorhaben zum Ausbau des Ringstraßennetzes werden strenge hygienische Vorhaben beachtet, insbesondere für schallschützende Vorrichtungen. Das ist teuer, aber notwendig. Denn die Flut von Eingaben der Anwohner der bereits befahrenen Teilstrecken schwillt mit jedem weiteren Kilometer an. Wo Platz ist, tun es aufgeschüttete Erdwälle, in den eng bebauten Stadtgebieten werden aufwendige Beton-Schallmauern aufgestellt.

In Prag ereignen sich jährlich etwa 40 000 Verkehrsunfälle. Der Trend ist erfreulich: Er sinkt. Ganz eindeutig schon durch die neuen Entlastungsstraßen. Dort ist die Unfallhäufigkeit bereits jetzt zehnmal geringer als auf alten Straßenkilometern in Stadtkernnähe.

★

Zum Abschied drücke ich Jiři Schwaller die Hand und schaue ihn geradezu an, wie sich das für einen höflichen Menschen gehört. Dann aber wandert mein Blick wieder hinauf zur Decke seines Arbeitszimmers. Welch schöne Last…

Trittbrett-fahrer

Sweta, das machst du großartig, gut siehst du aus", komplimentiert der Fotograf per elektromagnetischer Welle einer Dame ins Ohr. Von Skaphanderhelm zu Skaphanderhelm. Kosmonaut Wladimir Dshanibekow drückt auf den Auslöser, und so entsteht dieses Bild irgendwo über dem Stillen Ozean, abends gegen halb acht am 25. Juli 1984. Ein Colorfoto von der ersten Aussteigerin unter der raumfahrenden zweiten, besseren Hälfte. Eine Aufnahme von Swetlana Sawizkaja, die mit ihrem Kommandanten die Orbitalstation verlassen hat.

„Es ist genauso, wie ich es mir vorgestellt habe", antwortet sie, das Kompliment überhörend und sich ganz auf ihre Arbeit konzentrierend. Kein Ausbruch von überschwenglicher Freude, wie ihn bisher alle anderen Aussteiger hatten. So auch die bisherige Nr. 1 Valeri Rjumin. „Ich komme mir vor, als ob ich auf dem Trittbrett einer Tram fahre", hatte Rjumin gerufen, vom Direkterlebnis Weltraum überwältigt und die Gefahr vergessend, die mit einem Drahtgeflecht einer halb abgerissenen Teleskopantenne fangnetzartig auf ihn zusegelte. Gefühlsäußerung eines Mannes, der als der wortkargste unter den Orbitaltrottern gilt und ein ganzes Jahr Schwerelosigkeit auf dem Buckel hat.

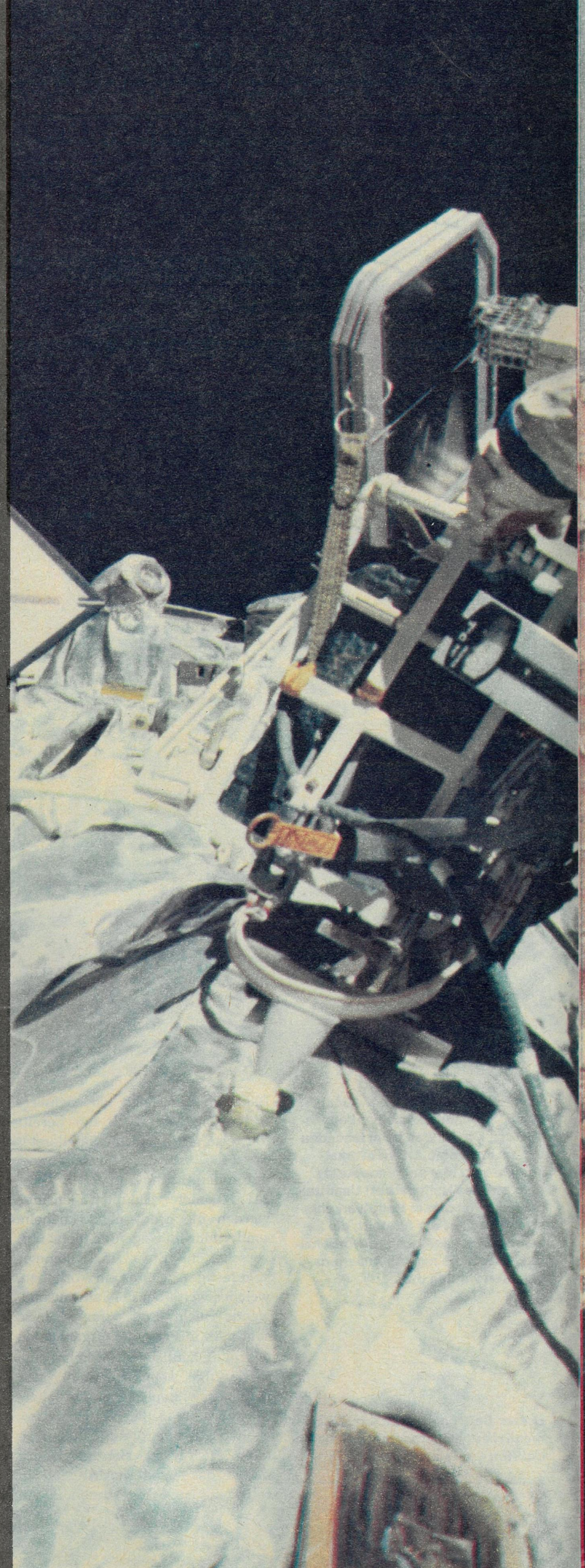
„Ich fange an, mit dem ersten Regime von Uri. Tasten gedrückt", teilt Sweta Sawizkaja mit, als sie die Füße in Schlaufen auf den Rasten verankert, auf jenen abklappbaren Trittbrettern an den Außenwänden der Orbitalstation, die Rjumin an seine Jugendzeit erinnerten, als er ohne Ticket Straßenbahn fuhr.

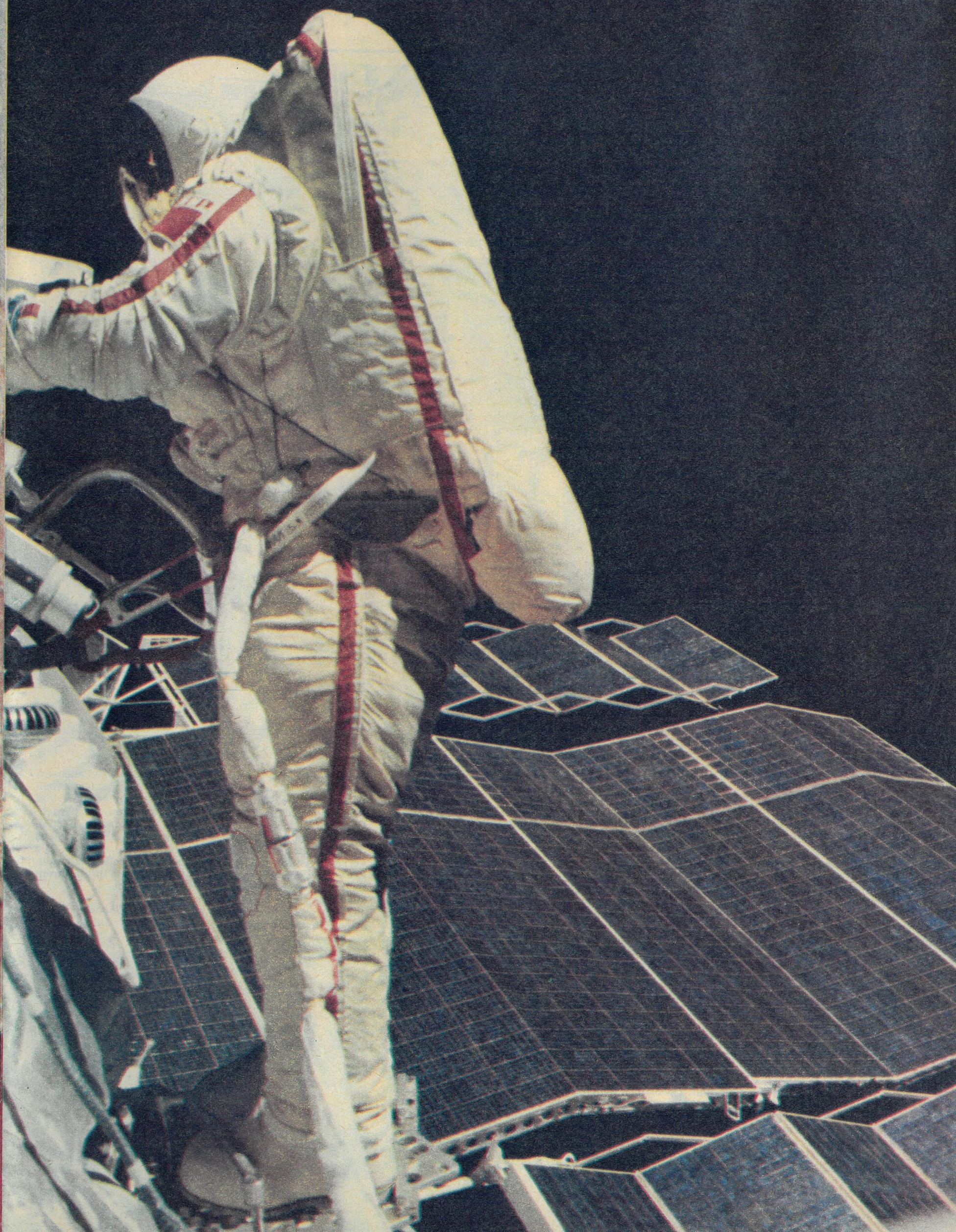
Sweta Sawizkaja schweißt die ersten Nähte im All per Hand. Mit Uri, dem neuen Werkzeug aus dem Paton-Institut, werden Metalle zersägt, verschmolzen, gelötet und Werkstoffschichten aufgedampft. Erprobung von Technologien, die für künftige außerirdische Fabriken und für die All-Architektur unerläßlich sind. Für den Aufbau noch größerer Orbitalstrukturen, die nach dem Modulkonzept der jetzigen Station Mir errichtet werden. Für Bauten auf Erdumlaufbahnen, die aus etlichen hundert und tausend Tonnen Konstruktionsmaterialien entstehen. Somit ist Dshanibekows Foto-Schnappschuß ein Stück vorweggenommene Zukunft, ein Blick in die nächsten Jahrzehnte der friedlichen Erforschung des Kosmos.

Auf Baustellen im Weltraum wird es einen Berufsverkehr geben, vielleicht sogar mit Vorfahrt- und Stoppschildern. Kosmonauten kurven in ein- und zweisitzigen Kabinen-Rikschas mit mehreren Roboterarmen, auf Düsenstühlen, Reaktivrollern und Raketenfahrrädern – oder wie man diese Gefährte auch nennen will – zum Arbeitsplatz und retour. Aussteigen wird zur regelmäßigen Raumfahrpflicht, wie es schon der Konstrukteur der ersten Raumschiffe Sergej Koroljow forderte: „Es muß zur Selbstverständlichkeit werden, daß die, die in das All fliegen, auch den Ausstieg in den freien Weltraum wagen. Es ist so wie bei der Hochseeschiffahrt. Wer zur See fährt, darf keine Angst haben, über Bord zu gehen, und muß schwimmen können. Sich im freien Weltraum aufzuhalten ist einfach mit einer Reihe von Operationen verbunden, so bei der Montage von mehreren Flugkörpern zu einer Einheit, bei bestimmten Beobachtungen und in solchen Fällen, die es erfordern, am Raumschiff etwas in Ordnung zu bringen." Beim näheren Betrachten von Dshanibekows Sawizkaja-Foto entsteht ein realistisches Zukunftsbild: Außenmonteure, Baumeister und „Baupolizisten" tummeln sich schwerelos an kilometerlangen Auslegern, an Gitterpfeilern, Brücken und Verbindungskanälen zwischen Sonnenkraftwerken, Werkstoff-Fabriken, Wohnblöcken, Steuerzentralen und Raumschiffhäfen. Rikschadüsend, reaktivrollernd, rückstoßstuhlend und schubradelnd. Bei weiteren Modul-Anbauten an den jetzigen Mir-Komplex, in dem gerade das neue Tandem-Team Titow–Manarow ein Einjahrespensum absolvieren soll, werden wir einen neuen Schritt zum kosmischen Individualverkehr erleben. Dann, wenn durch eine Modulschleuse ein Aussteiger auf seinem kleinen Raketen-Vehikel herausradelt. Und noch in diesem Jahr wird der erste ausländische Kosmonaut aus einem sowjetischen Orbitalkomplex aussteigen. Frankreichs Jean-Loup Chretien wird Mir verlassen, um außenbords ein Gittergerüst zu entfalten.

Aussteigen im Orbit, auf anderen Himmelskörpern – Erfüllung jenes Traumes der Raumfahrt-Pioniere, die am 12. April vor 27 Jahren Juri Gagarin mit dem Viereinhalb-Tonnen-Raumschiff Wostok als ersten in die Schwerelosigkeit vorstoßen ließen.

Karl-Heinz Eyermann





● Wörtlich

Ich bin der Meinung, daß der sehnlichste Wunsch der Nichtgläubigen und Gläubigen es vermag, eine Katastrophe zu verhindern und uns in eine reifere Welt zu führen.

Dr.Paulus Mar Gregorios, Präsident des Weltkirchenrates, Indien

● Zitiert

Meine Eltern kamen aus Europa, und ich weiß nur von ihren Erzählungen, was ihnen dort während des Faschismus geschah. Niemals in meinem Leben konnte ich mir vorstellen – nicht mal in meinen schlimmsten Träumen –, daß wir Juden ähnliches einem anderen Volk antun könnten, was die Deutschen uns antaten. Wir mögen wahrscheinlich niemals Gaskammern errichten und es gibt zwar keine systematische Vernichtung eines anderen Volkes, aber wir sind nicht so weit weg davon.

Aussage eines israelischen Arztes in der Abendzeitung „Yedioth Achronoth", Israel

● Kurz berichtet

In Moskau und Leningrad beging man dieser Tage einen runden Geburtstag besonderer Art: Genau 100 Jahre liegt der Premierenauftritt des ersten russischen Volksinstrumentenorchesters zurück. Das „Andrejew-Ensemble", das noch heute existiert, hatte seinerzeit die Klänge der Balalaika und somit die russische Volksmusik in die Konzertsäle der Welt getragen.

Der Trolleybus erlebt derzeit in Polen eine Renaissance. Kommen heute gegenüber 15 000 Autobussen und 4700 Straßenbahnen lediglich 290 dieser billigen und umweltfreundlichen Fahrzeuge erst in fünf Städten zum Einsatz, werden im Jahr 2000 bereits zehn Städte über O-Bus-Linien verfügen.

Für einen abwechslungsreichen und gesunden Speiseplan sorgt ein Computerprogramm, das an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften entwickelt wurde. Es enthält Rezepte für über 700 Gerichte, je nach ärztlicher Vorschrift für salz- und fettarme, milch- oder zuckerfreie Diät.

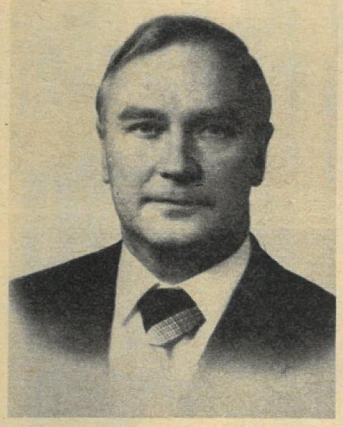
Etwa 41 000 Haushalte schloß Kuba 1987 in entlegenen Bergregionen im Osten an das Stromnetz an. Dafür wurden 1786 Kilometer Leitungen in zum Teil unwegsamem Gelände verlegt.

200 Höhlen haben rumänische Forscher im vergangenen Jahr in ihrem Land entdeckt. Damit gibt es hier nunmehr rund 11 500 statistisch erfaßte Höhlen.

Solch ein Gewimmel...

Markt in Kabul. Da wird gefeilscht, debattiert, gestritten, nicht nur um Ware und Preis. Der orientalische Basar ersetzt auch Zeitung und Funk, denn was wichtig ist, spricht sich allemal – samt Kommentar – in Windeseile herum. Noch immer wartet man indes auf dem Kabuler Markt vergeblich auf die schon lange ersehnte Nachricht vom Frieden für Afghanistan. Als die Aprilrevolution des Jahres 1978 die Herrschaft der Feudalen und der reichen Händler am Hindukusch brach, hofften viele, Afghanistan könne seine nach Jahrhunderten rechnende Rückständigkeit geradezu im Schnellzugtempo überwinden – obwohl das Land über keine Eisenbahn verfügt. Tatsächlich haben seither einige hunderttausend Bauernfamilien erstmals eigenen Grund und Wasser erhalten. Es gibt heute mehr afghanische Schüler als je zuvor (Foto rechts: Lehrlinge im Kabuler Wohnungsbaukombinat). Über eine Millionen Erwachsene haben Alphabetisierungskurse besucht. Doch die Revolution sah sich von Anfang an erbitterten Gegnern gegenüber, die jenseits der Grenzen ebenso eilfertige wie eigennützige „Berater" fanden. Mit Geld und Waffen lieferten jene auch die Angriffsziele für den „heiligen Krieg gegen die Ungläubigen": Schulen und Krankenhäuser, Moscheen und Betriebe, Dörfer und Brunnen. Allein 2000 Lehrer fielen den Anschlägen der Konterrevolution zum Opfer. Dem mörderischen Bruderkrieg ein Ende zu bereiten, hat die Kabuler Regierung Anfang 1987 allen Afghanen die Hand zur nationalen Aussöhnung geboten. Die eigenen Fehler der Vergangenheit erkennend, bietet sie jedem die Möglichkeit, am friedlichen Aufbau des Landes mitzuarbeiten. Über 120 000 ehemalige Flüchtlinge sind schon in ihre Heimatgebiete zurückgekehrt, 40 000 Mitglieder konterrevolutionärer Gruppen haben die Waffen niedergelegt. Seit 1982 wird in Genf zugleich über die Lösung der äußeren Ursachen des afghanischen Konflikts verhandelt. Ein ganzes Paket von Vereinbarungen liegt inzwischen faktisch zur Unterschrift bereit: Einstellung jeglicher Einmischung in die inneren Angelegenheiten Afghanistans, Abzug der sowjetischen Truppen innerhalb von neun Monaten... Ein wichtiger Schritt zur Beendigung des Blutvergießens könnte getan werden. Die Afghanen selbst könnten über die Ordnung in ihrem Land bestimmen.

Detlef Dobbin (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)



Mittelwert ist Mitternacht

Auskünfte für FREIE WELT zur geplanten Volkszählung in der UdSSR gab Michail Koroljow, Vorsitzender des Staatlichen Komitees für Statistik der UdSSR.

Warum fiel die Wahl gerade auf das Jahr 1989?

In der Regel führen wir Volkszählungen alle zehn Jahre durch, und zwar in zeitlicher Nähe zu einem Jahr, das mit einer Null endet. Damit befinden wir uns in Übereinstimmung mit den Empfehlungen der UNO-Kommission für Statistik und des RGW. Daß die Wahl auf das Jahr 1989 und nicht, sagen wir, 1990 fiel, ist durch die Notwendigkeit begründet, die Ergebnisse der Volkszählung für die Erarbeitung des kommenden Fünfjahrplanes zu nutzen.

Und welches Datum wird als „Tag der Volkszählung" in die Statistik eingehen?

Der genaue Termin der Volkszählung – der 12. Januar 1989 – ist bedingt durch den Zeitpunkt der geringsten Bevölkerungsmigration – Winter, Wochenmitte, die Schulferien sind beendet, und die Semesterferien an den Hochschulen haben noch nicht begonnen. Fixiert ist sogar die genaue Uhrzeit – sozusagen zur Gewinnung einer Momentaufnahme des Landes: Mitternacht zwischen dem 11. und dem 12. Januar. Was natürlich nicht bedeutet, daß die Zähler nachts in die Wohnung kommen – dafür sind insgesamt acht Tage vorgesehen.

Wie werden sich aktuelle Veränderungen im Leben der sowjetischen Gesellschaft in der bevorstehenden Volkszählung widerspiegeln?

Erstmals in der Geschichte unserer Volkszählungen wurde neben der Gewinnung der traditionellen, rein demographischen Daten ein ganzer Komplex von Fragen zu den Wohnbedingungen der Bevölkerung aufgenommen. Das ist vor allem wichtig für die Realisierung des vom XXVII. Parteitag der KPdSU beschlossenen Programms, bis zum Jahre 2000 jede Familie mit einer eigenen Wohnung beziehungsweise einem Eigenheim zu versorgen. Die Kommunalen Wohnungsverwaltungen und die Abteilungen Wohnungspolitik werden uns helfen, indem sie Angaben zum Alter der Häuser oder zum eingesetzten Baumaterial liefern.

Welche weiteren Fragen sollen beantwortet werden?

Einige Fragen im Zählformular hängen mit der Entwicklung der beruflichen und technischen Bildung, dem Studium der Bevölkerungsmigration und der Geburtenraten sowie der Arbeitstätigkeit auf kooperativer und privater Basis zusammen. Außerdem werden die Bewohner jeder vierten Wohnung an einer zusätzlichen Befragung nach dem Auswahlprinzip teilnehmen.

Kann man denn in einer solch komplizierten Frage wie beispielsweise der nach den Wohnbedingungen mit einhundertprozentiger Objektivität rechnen?

Die Volkszählung baut generell auf vollkommenem Vertrauen auf. Alle Daten werden auf mündliche Aussage hin, ohne das Vorlegen irgendwelcher Dokumente, festgehalten. Das gilt für alle Fragen – sei es nun die nach der Nationalität, dem Alter, dem Bildungsniveau oder dem Familienstand. Wir verlassen uns hier ausschließlich auf das Bewußtsein und die Ehrlichkeit der Bürger. Außerdem hat der Zähler keinerlei Recht, die gewonnenen Daten anderweitig als für statistische Zwecke zu verwenden, darf sie auch nicht an andere weitergeben. Der Name wird nur während der ersten Etappe gebraucht, zur Kontrolle, ob niemand übersehen oder doppelt gezählt wurde. In den Computer gelangt er schon nicht mehr.

Wer wird den professionellen Statistikern bei der Durchführung der Volkszählung helfen?

Rund eine Million Zähler und Kontrollinstrukteure. Mit Hilfe der örtlichen Sowjets der Volksdeputierten werden diese Helfer in Betrieben und Einrichtungen, unter Lehrern und Studenten ausgewählt. Der Erfolg der Volkszählung wird natürlich sehr von ihnen abhängen, weshalb wir ihrer Vorbereitung und Schulung große Aufmerksamkeit schenken.

Interview: Oleg Ossipow

Der schwarze Blindenhund

Da geht ein blinder weißer Mann spazieren, geführt von seinem schwarzen Diener. Nie würde er sich von ihm den Arm reichen lassen. Ein Holzstab hält ihn auf Distanz. Da müssen zwei Männer im Abstand des Betons zwei Treppen hinaufsteigen, obwohl die eine Platz hätte für beide. – Südafrika. Apartheid. Wir kennen Bilder von sausenden Schlagstöcken, an Menschenköpfe gesetzten Pistolen, von aufgerissenen Hundemäulern; Bilder von Menschen schwarzer Hautfarbe, die getrieben, verladen wie Vieh in die Ghettos abtransportiert werden, wo man nicht wohnt, sondern vegetiert. Fotos aus den Todeszellen gibt es nicht. Doch auch die tägliche, so ganz alltägliche Demütigung und Erniedrigung ist eine Anklage. Genau vor 40 Jahren wurde die Apartheid zur offiziellen Staatsdoktrin erklärt. Apartheid, das sind trotz Reformfarce Bilder wie diese. Apartheid, das ist die völkerrechtswidrige Okkupation Namibias. Apartheid tötet Menschen auch in Angola und Moçambique. Doch wir schreiben das Jahr 1988. Dr. Bhikoo, einer der beiden Vizepräsidenten der demokratischen südafrikanischen Ärztevereinigung verglich kürzlich die Politik des Botha-Regimes mit jemandem, der einen Deckel auf einem Topf kochenden Wassers festhält. Das jedoch hindere das Wasser nicht am Kochen, und man dürfe sich nicht wundern, wenn es zu einer Explosion komme. Die Streiks der Bergarbeiter, die wachsende Rolle des ANC, das Zusammengehen schwarzer und weißer Südafrikaner gegen die Rassentrennung – ja, das Wasser brodelt. – Und 1988, das heißt auch ein Vierteljahrhundert Antiapartheid-Ausschuß der UNO. Zehn Staaten, darunter die DDR, die VR Ungarn und die Ukrainische SSR, sind Mitglieder dieses wichtigsten Gremiums der UNO-Vollversammlung zur Unterstützung des Befreiungskampfes des südafrikanischen Volkes. Und es ist kein Zufall, daß dieses Komitee das erste war, in dem unser Land ständiges Mitglied wurde. Unser Engagement ist Teil unserer antiimperialistischen Solidarität mit allen um ihre nationale und soziale Befreiung kämpfenden Völkern.

Ina Stritzke

Wie ein U-Boot auf dem Rücken

Am Vorabend vom Frühlingsanfang feierte der Sibirier Igor Poljanski seinen 21. Geburtstag. Er beging ihn als ein rundum gestandener Mann des internationalen Schwimmsports, als bester Rückenschwimmer. Er ist doppelter Welt- und Europameister, neuerdings auch zweifacher Weltrekordler und nebenbei noch schnellster 50-m-Sprinter auf der Kurzbahn. Nur der Olympiasieg fehlt ihm noch, für den er nun in Soul allererster Anwärter ist. Vielleicht werden's sogar zwei... Wenn es darum ging, schneller zu sein als alle anderen vordem, dann war der traditionelle Länderkampf UdSSR–DDR stets sein Revier. 1985 schwamm er in Erfurt die 200 m in 1:58,14 min, jetzt in Tallinn markierte er auf der 100-m-Distanz gleich zwei Weltrekorde – zuerst mit 55,17 s, dann als Startschwimmer 55,16 s. Die Höchstleistung des US-Amerikaners Rick Caray war ja auch schon fünf Jahre alt geworden. Poljanskis Zeiten waren jedoch nicht das einzige, womit er in Tallinn besonders auffiel. Er perfektionierte eine Technik, die er vor drei Jahren zur Universiade in Kobe beim Japaner Daichi Suzuki gesehen hatte. Beim Start steuerte er den Abdruck vom Beckenrand unter die Wasseroberfläche und tauchte erst nach 25 Metern wieder auf. Die Vorwärtsbewegung erfolgte mittels Delphinbeinschlag, und Poljanski glaubt, er sei auf diese Weise vier Zehntelsekunden schneller als sonst. Indes ist sicher, daß Suzuki nicht als Erfinder dieser Variante gilt. Bei den Spielen 1980 in Moskau fiel schon der Engländer Abraham mit einem solchen Tauchzug auf. Auf die Frage, ob eines Tages die internationale Föderation dagegen Einspruch erheben könnte, sagte Poljanski: „Bis zu den Spielen in Soul sicherlich oder hoffentlich nicht mehr. Was dann wird, werden wir sehen. Die Amerikaner und Japaner machen es ja auch so. Und wenn ich bedenke, daß ich mich erst seit knapp zwei Monaten mit diesem Tauchzug ernsthaft befasse, halte ich es für möglich, ihn zugunsten noch größerer Schnelligkeit weiter ausbauen zu können. Es ist kaum anzunehmen, daß in Soul mit einer Zeit unter meinem jetzigen Weltrekord eine Goldmedaille zu haben ist..."

Hans Richard Vollbrecht

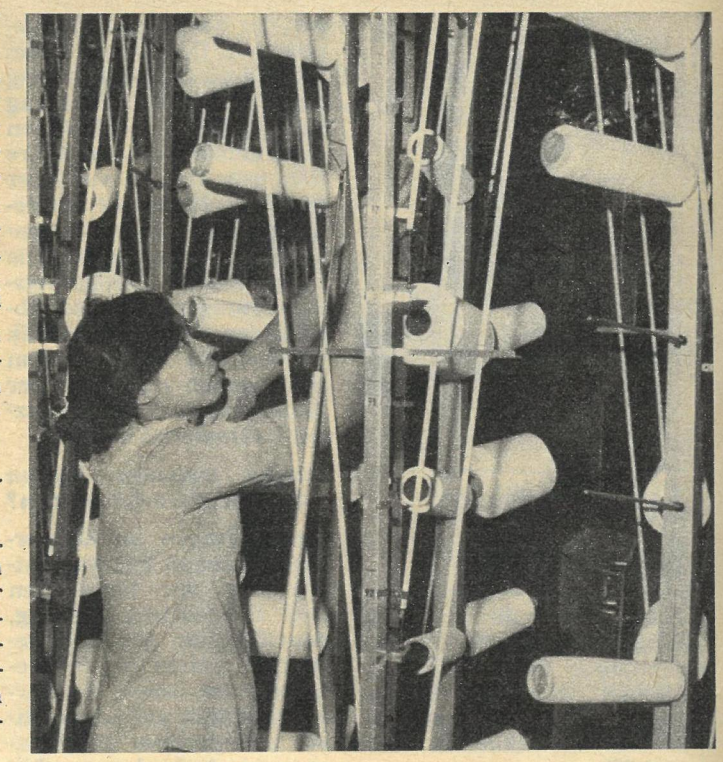
Förderung beschlossen

Im Juli letzten Jahres meldete TASS, daß Krim-Tataren in ihre angestammten Gebiete auf die Krim zurückkehren wollen, daß sie in Eingaben fordern, die „verletzte historische Gerechtigkeit" wiederherzustellen. Welche mehr als vier Jahrzehnte zurückliegenden Tatsachen waren vorausgegangen? Am 11. Mai 1944 sind die Krim-Tataren (Bild unten zeigt krim-tatarisches Marktgeschehen vor der Revolution) in Gebiete Mittelasiens umgesiedelt worden, die Autonome Sozialistische Sowjetrepublik Krim wurde aufgelöst; damals machten die Krim-Tataren 19,4 Prozent der Gesamtbevölkerung aus. Dieser Beschluß des Staatlichen Verteidigungskomitees wurde 1944 durch die Zusammenarbeit eines Teils der krim-tatarischen Bevölkerung mit den deutschen faschistischen Okkupanten begründet. Dazu TASS im Juli 1987: „Den Strafoperationen unter Beteiligung krim-tatarischer Nationalisten fielen 86 000 friedliche Bürger zum Opfer. 47 000 Kriegsgefangene und weitere 85 000 Personen wurden nach Deutschland verschleppt... Vor diesen Tatsachen kann man schwerlich die Augen verschließen..." Das Verfahren zur völligen Aussiedlung der krim-tatarischen Bevölkerung kommentiert TASS so: „Dieser Akt der ausnahmslosen Umsiedlung der krim-tatarischen Bevölkerung ist auf jeden Fall ungerecht, zumal an Kampfhandlungen gegen die faschistischen Eroberer Tausende von Krim-Tataren teilgenommen haben und ihnen hohe staatliche Auszeichnungen der Sowjetunion verliehen worden sind." Deshalb auch hatte das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR bereits am 5. September 1967 den Beschluß der Staatsorgane in dem Teil aufgehoben, der Beschuldigungen aller Bürger tatarischer Nationalität auf der Krim enthält, und stellte deren verfassungsmäßige Rechte in vollem Umfang wieder her. Unter Berücksichtigung der anhaltenden Eingaben an das ZK der KPdSU und die Regierung beschäftigte sich eine Kommission mit dieser Problematik. Und nun fand kürzlich unter Leitung des Vorsitzenden des Präsidiums des Obersten Sowjets, Andrej Gromyko – wie die „Iswestija" berichtete – eine Tagung dieser Kommission statt, auf der weitere Maßnahmen beschlossen wurden: Ab September 1988 wird in Gebieten, in denen kompakt tatarische Bevölkerung lebt, die tatarische Muttersprache unterrichtet; es werden mehr periodische Publikationen in tatarischer Sprache herausgegeben; die Werke nationaler Autoren werden besonders gefördert; die Sendezeiten des Rundfunks und des Fernsehens in tatarischer Sprache werden verlängert; die krim-tatarische Kultur und Kunst wird intensiver unterstützt; auf der Tagung wurde auch die Erfüllung der Maßnahmen zur Regelung von Fragen der Arbeitsvermittlung für Personen tatarischer Nationalität behandelt, sowie der Beseitigung von unbegründeten Hindernissen bzw. Behinderungen bei der Veränderung des Wohnortes. Es wurde zur Kenntnis genommen, daß der Ministerrat der UdSSR die Zuzugsregelung für Bürger aller Nationalitäten präzisiert hat, d. h. für Personen, die ihren ständigen Wohnort in Kurortzonen und den anliegenden Regionen der Krasnodarsker Region und des Krim-Gebietes nehmen wollen.

Gisela Reller

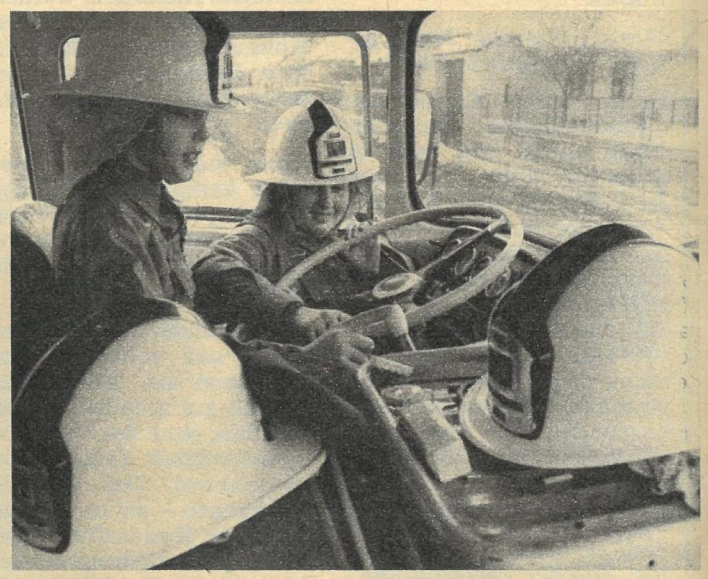
Rollenspiel

Das Textilwerk „Phuoc Long" in Ho-Chi-Minh-Stadt ist der größte Betrieb zur Verarbeitung synthetischer Fasern im Süden Vietnams. Durch den Einsatz neuer Technik und die Modernisierung älterer Maschinen mit Hilfe eigener Neuerer konnten seit zwei Jahren Qualität und Menge der erzeugten Gewebe – jährlich rund 20 Millionen Meter – wesentlich erhöht werden.



Waschautomat

Eine der Hauptattraktionen des Moskauer Theaters der Tiere auf einer Gastspielreise durch Japan war dieser kleine Waschbär, zu dessen Kunststückchen auch das Wasserholen und Wäschewaschen gehören.



Feuerlöscher

Diese Kinder – Pioniere aus Neveklov in Mittelböhmen – haben ein interessantes Hobby: In ihrer Arbeitsgemeinschaft „Junge Brandschutzhelfer" vermitteln ihnen erfahrene Feuerwehrleute Kenntnisse über Brandverhütung und -bekämpfung. Besonders bei der Sache sind die Jungen und Mädchen natürlich, wenn sie selbst in ein Löschfahrzeug klettern dürfen.

Szenenwechsel

Originell und ausdrucksvoll sind die gestalterischen Ideen des ungarischen Choreographen Iván Markó, die er in seinem Ballett „Bulgakow und die anderen" verarbeitet hat. Die neue Aufführung des Ballett-Theaters der nordungarischen Stadt Györ basiert auf Kompositionen von Borodin, Tschaikowski, Prokofjew, Schostakowitsch und Strawinsky und wurde begeistert aufgenommen.

Teufelskerl

Bereits verkauft ist der Großteil der Ausstellungsstücke, die in der „Ład"-Kunstgalerie in Warschau zu sehen sind. 170 polnische Bildhauer zeigen hier über 600 verschiedenartigste Arbeiten zum Thema „Der Teufel im volkskünstlerischen Schaffen". Zu den preisgekrönten des landesweiten Wettbewerbs gehört diese von Bolesław Grabski, die er „Die Verführung" nannte.

Unscheinbarer Umschlag

Da lag er vor mir, der Umschlag aus dem Nachlaß meines Vaters, vergilbt und anscheinend kaum beachtenswert. Und doch wurde ich – nach Jahrzehnten – beim Öffnen mit meiner Vergangenheit konfrontiert. Ich entdeckte auf großem Format Handgeschriebenes aus dem Jahre 1924. Ein grellrotes Emblem: Sowjetstern mit Hammer und Sichel. Dazu ein Bild von Lenin, eine Wandzeitung von 1926 (siehe Foto) mit Verpflichtungen und Stellungnahmen zum 7. November. Schließlich fand ich eine Zeitung von 1941. In ihr stand die Nachricht vom Tode meines Vaters Robert Räuber. Beim Entfalten kam mir ein Flugblatt aus dem Jahre 1944 in die Hände. Es war abgegriffen und also sicher viel gelesen: „Sowjetpanzer in Richtung Berlin – Die Ostfront zusammengebrochen – Die Zukunft Deutschlands fordert: Schluß machen!" So unscheinbar der Umschlag war, so gefährlich einst auch sein Inhalt. Schlagartig erinnerten mich diese Zeitdokumente an Ereignisse aus meiner Kindheit, an die Freude meiner Eltern über jeden Brief, jedes Geschenk aus der Sowjetunion. An ihre Entlassung als Volksschullehrer 1933, weil sie treu zur jungen Sowjetmacht gestanden hatten. Abends erlebten wir Kinder heimliche Besuche und wurden schnell ins Bett geschickt, um nichts von diesen Treffen ausplaudern zu können. 1945 traten wir das Erbe unserer Eltern an, wurden Neulehrer und konnten jetzt offen den Freundschaftsgedanken bei unseren Schülern verbreiten. Heute kann ich sagen: Wir können vor unserer Vergangenheit bestehen, haben das Erbe der Eltern, das uns mit dem unscheinbaren Umschlag übergeben wurde, bewahrt.

Dr. Hellmut Räuber

Sonntagsspaß in Krylatskoje

Stille oder gar müde Tage kennt diese Stadt nicht. Moskaus Puls ist immer leicht erhöht. Und auch den Sonntag geht man nicht mit feierlicher Ruhe an. Die Wintervergnügen der Städter reichen da vom Eisangeln und -schwimmen über Skitouren bis hin zu traditionellen Volksfesten und Sportwettkämpfen. Neu im Winterprogramm ist das erste kommerzielle Autorennen auf der vereisten olympischen Ruderanlage in Krylatskoje. Um 12 Uhr am Stadioneingang: Tausende haben sich bereits versammelt, um die Premiere mitzuerleben. Der zentrale Sportklub Planeta schrieb das Rennen aus, Hauptgewinn sind tausend Rubel. 20 Teilnehmer aus Pensa, Perm, Swerdlowsk, Gorki und Moskau sind mit ihren Wolgas am Start. Durch die Lautsprecher werden die Regeln bekanntgegeben: 16 Durchläufe zu 4 mal 1200 Meter, alle Teilnehmer treffen zweimal aufeinander. Für jeden Sieg in jedem Durchgang gibt es fünf Punkte, die letztlich höchste Punktzahl gewinnt. Alles ist

klar: Der Kampf der waghalsigen Männer kann beginnen, obwohl von der anderen Stadionseite noch eine endlose Menschenmenge an das Wettkampffeld strömt. Zwischendurch interviewt der Moderator Igor Rodkin, den Leiter des Planeta-Klubs: „Eine Initiativgruppe ehemaliger Autorennsportler brachte uns auf diese Idee. Zum ersten Male wird Autosport auf der Basis der ‚Eigenfinanzierung' organisiert. Aus dem Kartenverkauf, aus der Reklame erhalten wir unsere Erlöse, kostenpflichtige Lehrgänge in einem Hobbyklub ‚Verhalten in Extremsituationen' und ein klubeigenes Café bringen das Geld. So werden wir einen eigenen Autopark aufbauen und die Ausbildung finanzieren – zur Freude der Moskauer." In den Rennpausen geben die Kaskadeure von Goskino unter Leitung von Viktor Iwanow ihre Einlagen. Sie werfen sich aus explodierenden Autos, stürzen fast vom Pferd, um sich beim ersten Aufkreischen der jungen Moskauerinnen wieder hochzuziehen. Es macht Spaß, es ist Sonntag. Den Schaschlyk gibt es in Papptüten, den Tee in Plastebechern. Sonne und beißende Kälte; und während man sich gut unterhält, bauen die Kinder überall an ihren Schlitterbahnen.

Nina Rücker

● Gut gesagt

Die Worte „Leistungsanstieg, Schöpfertum, Initiative" schreiben sich leicht. Aber wie mühselig realisiert sich alles. Von dieser Mühe will der Leser etwas wiederfinden in unseren Arbeiten.

Gisela Karau, Schriftstellerin, DDR

● Am Rande

Don Quichote und Sancho Pansa wurden schon in Bronze, Gußeisen, Holz, Porzellan und Gips modelliert. Nun hat NINA TSCHISHOWA aus Krasnodar die Helden aus Makkaroni zusammen-„gebosselt". Die Nudelritter waren auch auf dem Gelände der Moskauer Volkswirtschaftsausstellung zu betrachten.

● Persönliches

Beim Schachturnier der Kinder im Vorschulalter in der Mongolischen Volksrepublik gewann unlängst der sechsjährige TIMUR BATSEORIG den Meistertitel. Der Wettbewerb war von einer Kinderzeitschrift organisiert worden.

Schon mehrere Jahre leitet VALENTINA MIRONOWA eine archäologische Expedition in der Nähe von Nowgorod. Dabei entdeckten sie und ihr Team etwa 700 auf Birkenrinde geschriebene Urkunden aus dem 10.–12. Jahrhundert.

Da in den Wintermonaten in Ungarn die meisten Wildtiere gejagt werden dürfen, hatte auch der Präparator SÁNDOR SZABÓ seine „Hochsaison". Zu seinen Kunden gehören neben Jägern vor allem Schulen, Theater und Filmstudios.

Der jugoslawische Chemiker Dr. FRANJO KAFJES erprobte an 1000 chronischen Schnarchern 70 Tage lang ein von ihm entwickeltes Heilmittel. 580 hörten danach mit dem Schnarchen völlig auf, nur bei wenigen trat keinerlei Besserung ein.

Redaktion: G. Wehrmann; Fotos: TASS, Archiv (3), ADN-ZB/Findeis, TASS/Iwanow, ZB/ČTK/Peška, ZB/MTI/Ilovszky, ZB/CAF, A. Paszkowiak, N. Rücker (3); Vignette: D. Schüler.

Kernwaffenfreie Regionen, Zonen, Korridore — Realitäten und Projekte

Breite Resonanz und zustimmendes Echo auf allen fünf Kontinenten hat der Vorschlag ausgelöst, vom 20. bis 22. Juni in Berlin ein „Internationales Treffen für kernwaffenfreie Zonen" zu veranstalten. Erklärtes Anliegen der Zusammenkunft soll es sein, den Dialog und das Zusammenwirken vielfältigster Friedenskräfte voranzubringen, die sich in ihren Regionen für Kernwaffenfreiheit einsetzen. Ein entsprechender Aufruf erging Mitte Februar von der konstituierenden Sitzung des Nationalen Vorbereitungskomitees, dessen Schirmherr der Generalsekretär des ZK der SED und Vorsitzende des Staatsrates der DDR, Erich Honecker, ist.
Warum ist ein solches Treffen höchst zeitgemäß? – Welchen Beitrag können atomwaffenfreie Regionen, Zonen und Korridore leisten, um den Weg in eine Welt ohne Massenvernichtungswaffen zu ebnen? – Wo existieren bereits kernwaffenfreie Gebiete? – Welche Projekte gibt es in verschiedenen Teilen des Erdballs, und wie weit sind sie gediehen? – Weshalb findet die Idee kernwaffenfreier Zonen in Nord und Süd, in Ost und West so großen Anklang? – Welche unterschiedlichsten Kräfte engagieren sich in der Bewegung für Kernwaffenfreiheit?

Eine Dokumentation von Prof. Dr. Franz Knipping

Ein Netzwerk wächst

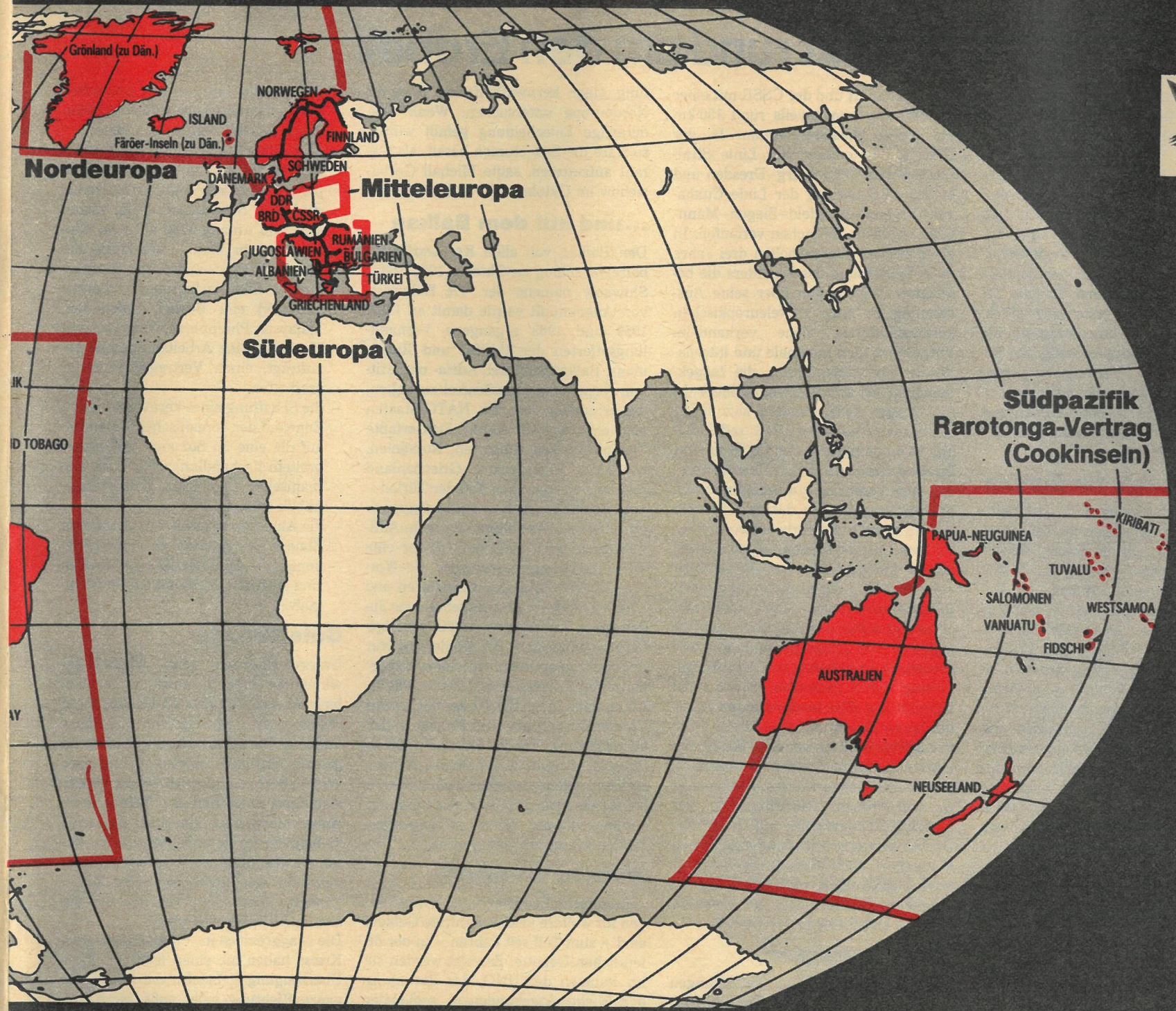
Die Idee, kernwaffenfreie Zonen zu schaffen, reicht mehr als drei Jahrzehnte zurück und bezog sich zunächst auf Mitteleuropa. Unter einer solchen Zone versteht man ein Gebiet, in dem es aufgrund internationaler Vereinbarungen verboten ist, Kernwaffen zu entwickeln, zu erproben, zu produzieren, zu stationieren, zu lagern, zu transportieren und einzusetzen. Die damit verfolgten Ziele bestehen darin, das nukleare Wettrüsten zu begrenzen und das Regime der Nichtweiterverbreitung von Kernwaffen zu stärken; das Niveau der militärischen Konfrontation zu senken; das Vertrauen zwischen den Staaten zu fördern; die regionale, kontinentale und allgemeine Sicherheit zu festigen.

1957: Rapacki-Plan

Begründet wurde der Gedanke kernwaffenfreier Zonen 1956/1957 in Vorschlägen der sowjetischen Regierung an den seinerzeitigen UNO-Unterausschuß für Abrüstungsfragen, aufgegriffen und präzisiert in Gestalt weiterer Initiativen sozialistischer Staaten. Die Absicht war, den NATO-Plänen zur Stationierung amerikanischer Atomwaffen im Zentrum Europas Einhalt zu gebieten. So wandten sich Volkskammer und Regierung der DDR 1957 und später mehrfach an die BRD mit der Aufforderung, ein zweiseitiges Abkommen über das Verbot der Herstellung und Stationierung von Atomwaffen abzuschließen und den deutschen Boden atomwaffen- und raketenfrei zu halten. Vor der XII. UNO-Vollversammlung unterbreitete am 2. Oktober 1957 namens der VR Polen der damalige Außenminister Adam Rapacki das Projekt einer kernwaffenfreien Zone für Mitteleuropa, die Polen, ČSSR, DDR und BRD umfassen sollte. Den „Rapacki-Plan" – im Februar 1958 detaillierter entwickelt – unterstützten alle Mitgliedstaaten des Warschauer Vertrages; ČSSR und DDR erklärten sich bereit, an einer entsprechenden Zone mitzuwirken. Unter dem Druck der aggressivsten Kreise der NATO lehnten jedoch die westlichen Staaten alle derartigen Angebote ebenso ab wie die Ende der 50er Jahre von der Sowjetunion unternommenen Bemühungen, über die Bildung weiterer kernwaffenfreier Zonen, so im Fernen Osten und auf dem Balkan, zu verhandeln.

1963: Kekkonen-Vorschlag

Auftrieb erhielt der Gedanke der Kernwaffenfreiheit im Verlauf der sechziger Jahre. Dazu trug bei, daß es mittlerweile fünf Kernwaffenmächte gab (USA, UdSSR, Frankreich, Großbritannien, China) und sich die Gefahr weiterer Ausbreitung atomarer Waffen abzeichnete. Wachsende internationale Spannungen, verursacht durch das von den imperialistischen Hauptmächten entfachte Wettrüsten, führten dazu, daß die Idee zunehmend unter nichtpaktgebundenen und neutralen Ländern an Boden gewann. Ein Ausdruck dessen war der am 28. Mai 1963 unter dem Eindruck der Raketenkrise um Kuba unterbreitete Vorschlag des finnischen Staatspräsidenten Urho Kekkonen, der besagte: Alle nichtkernwaffenbesitzenden Staaten sollten sich im Rahmen regionaler Verträge verpflichten, Kernwaffen und deren Trägermittel weder herzustellen noch zu erwerben. Zugleich sollten sie von den Kernwaffenmächten internationale Garantien verlangen, den Status der Kernwaffenfreiheit zu respektieren und jeden Einsatz



rund um den Erdball

und die Androhung des Einsatzes zu unterlassen.

Stimulierendes Völkerrecht

Als stimulierend erwiesen sich einige im Rahmen der UNO erarbeiteten internationalen Verträge, die den militärischen Mißbrauch von bestimmten Gebieten außerhalb der nationalen Souveränität eines Staates untersagen. Der 1959 geschlossene, zwei Jahre später in Kraft getretene Vertrag über die Antarktis verbot Kernwaffen auf dem sechsten Kontinent. Artikel V verbietet jede Kernexplosion wie jede Ablagerung radioaktiver Abfälle in der ausschließlich für friedliche Zwecke zu nutzenden Antarktis. 1967 folgte der Vertrag über die Prinzipien der Staaten bei der Erforschung und Nutzung des Weltraumes einschließlich des Mondes und anderer Himmelskörper (Weltraumvertrag). Artikel IV verpflichtet seine Mitglieder, „keine Objekte mit Kernwaffen oder anderen Arten von Massenvernichtungswaffen auf eine Umlaufbahn um die Erde zu bringen, keine derartigen Waffen auf Himmelskörpern oder auf andere Weise im Weltraum zu stationieren". Ebenso eindeutige Bestimmungen enthält der 1971 unterzeichnete Vertrag über das Verbot der Stationierung von Kernwaffen und anderen Massenvernichtungswaffen auf dem Meeresgrund und Ozeanboden und in deren Untergrund (Meeresbodenvertrag).

1967: Vertrag von Tlatelolco

Den ersten Schritt, um einem dichtbesiedelten, mehrere Staaten umfassenden Raum den Status einer kernwaffenfreien Zone zu verleihen, markierte der am 14. Februar 1967 auf Initiative Mexikos in Tlatelolco abgeschlossene Vertrag über das Verbot von Kernwaffen in Lateinamerika. Dem am 25. April 1968 in Kraft getretenen Vertrag gehören 25 lateinamerikanische Staaten an. Sie verpflichteten sich zur ausschließlich friedlichen Nutzung der Kernenergie; untersagt sind ihnen Produktion, Erwerb, Gebrauch und Erprobung von Kernwaffen sowie alle Formen der Stationierung im eigenen Auftrag oder im Auftrag Dritter. Als unzureichend betrachten selbst einige der Unterzeichner, daß der Transit von Kernwaffen seitens Dritter durch die Zone und die zu ihr gehörigen Wasserstraßen nicht eindeutig verboten ist und daß ihre Übereinkunft einige Abweichungen gegenüber dem 1968 geschlossenen Kernwaffensperrvertrag aufweist. Eines von zwei Zusatzprotokollen verpflichtet kernwaffenbesitzende Staaten, die kernwaffenfreie Zone in Lateinamerika zu respektieren, gegenüber ihren Mitgliedern keine Kernwaffen anzuwenden oder mit ihrer Anwendung zu drohen. Diesem Zusatzprotokoll II sind mittlerweile die fünf Kernwaffenmächte rechtskräftig beigetreten.

1985: Vertrag von Rarotonga

Die zweite vertraglich festgeschriebene kernwaffenfreie Zone entstand knapp zwei Jahrzehnte später im Südpazifik. Ein entsprechendes Abkommen vereinbarten am 6. August 1985 Mitglieder des Südpazifischen Forums auf der Cook-Insel Rarotonga. Nach der Ratifizierung durch acht der zehn Signatarländer (Australien, Neuseeland, Niue, Cook-In-

Fortsetzung auf Seite 18

Ein Netzwerk wächst rund um den Erdball

seln, Kiribatu, Tuvala, Fidschi, Westsamoa, Papua-Neuguinea, Nauru) erlangte der Vertrag im Dezember 1986 Rechtskraft. Er verbietet Entwicklung, Herstellung, Erwerb, Stationierung, Anwendung und Erprobung von Kernwaffen im südlichen Stillen Ozean. Den vertragschließenden Seiten wird das Recht eingeräumt, selbst zu entscheiden, ob sie nuklear bestückten Schiffen oder Flugzeugen anderer Länder Zugang gewähren. Als erster kernwaffenbesitzender Staat unterzeichnete die UdSSR zwei Zusatzprotokolle zur Respektierung der Vertragsbestimmungen; ein drittes unterzeichneten die Nuklearmächte USA, Großbritannien und Frankreich, die im Südpazifik über Hoheitsgebiete verfügen.

Drei Projekte für Europa

Auf der Tagesordnung blieb und bleibt das Thema kernwaffenfreier Zonen vor allem dort, wo sich die beiden Militärblöcke Warschauer Vertrag und NATO unmittelbar gegenüberstehen – in Europa. Die Staaten des Warschauer Vertrages messen, wie sie im Mai 1987 auf ihrem Berliner Gipfel bekräftigten, „Schritten zur Minderung der militärischen Konfrontation und zu größerer Sicherheit in einzelnen Regionen Europas, der Schaffung von kernwaffen- und chemiewaffenfreien Zonen auf dem Balkan, im Zentrum und im Norden des Kontinents große Bedeutung bei". Energisch vorangetrieben und tatkräftig unterstützt werden alle drei Projekte von Regierungen und Parlamenten sowohl der sozialistischen als auch nichtpaktgebundener, neutraler und selbst mehrerer NATO-Länder. Für sie engagiert sich ein breites Spektrum politischer und gesellschaftlicher Kräfte. Dank ihres Wirkens zeichnen sich immer deutlicher die Konturen eines kernwaffenfreien Korridors ab, der sich von Skandinavien über Mitteleuropa bis zum Balkan und zum Mittelmeer erstreckt.

Korridor im Zentrum

Die Idee eines kernwaffenfreien Korridors in Mitteleuropa ist mit dem Namen Olof Palme verknüpft. Als Ministerpräsident Schwedens unterbreitete er am 8. Dezember 1982 den Vorschlag, beiderseits der Trennlinie zwischen NATO und Warschauer Vertrag einen 150 km breiten, von atomaren Gefechtsfeldwaffen freien Korridor zu bilden, damit die Gefahr von Überraschungsangriffen unter Einsatz nuklearer Mittel gemindert werde. Die DDR stimmte dem im Januar 1983 zu und erklärte sich bereit, dafür ihr gesamtes Territorium zur Verfügung zu stellen. Am 4. Februar 1983 schlug sie der BRD vor, auf der Grundlage der schwedischen Überlegungen in Verhandlungen einzutreten. Die Reaktion Bonns fiel negativ aus.

Am 21. Oktober 1986 stellte in Bonn eine gemeinsame Arbeitsgruppe „Grundsätze von SED und SPD für einen atomwaffenfreien Korridor in Mitteleuropa" vor. Dem Dokument schloß sich unverzüglich die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei an. Die „Grundsätze" sehen einen Korridor vor, dessen Territorium von allen Atomwaffen befreit wird. Er umfaßt Teile der BRD, der DDR und der ČSSR mit einer Ausdehnung von jeweils rund 150 km auf jedem Staatsterritorium. In der DDR soll er entlang der Linie Stralsund–Berlin–Wittenberg–Dresden und in der BRD entlang der Linie Cuxhaven–Bremen–Bielefeld–Siegen–Mannheim–Ansbach–München verlaufen. In einer zweiten Etappe sollen drei Jahre nach Einrichtung des Korridors die beteiligten Regierungen über seine Ausdehnung zu einer mitteleuropäischen kernwaffenfreien Zone verhandeln. Vorgesehen sind nationale und internationale Kontrollverfahren, die Inspektionen an Ort und Stelle einschließen.

Am 3. April 1987 wandten sich Erich Honecker namens der DDR und Lubomir Strougal namens der ČSSR an den Bundeskanzler der BRD, Helmut Kohl, mit dem Vorschlag zur Aufnahme von Verhandlungen über das Projekt. Die von SED und SPD erarbeiteten, von der KPTsch mitgetragenen „Grundsätze" fanden damit als offizieller Abrüstungsvorschlag Eingang in die europäischen Staatenbeziehungen. Die unverminderte Aktualität der Korridor-Initiative ergibt sich im Zusammenhang mit dem sowjetisch-amerikanischen Abrüstungsvertrag vom 8. Dezember 1987, der die Vernichtung aller landgestützten Raketen beider Seiten mit einer Reichweite von 500 bis 5500 km vorsieht. Ein Abzug auch aller verbleibenden Kernwaffen, wie Kurzstreckenraketen, Atomartillerie und -minen, Trägerflugzeuge der taktischen Fliegerkräfte u. ä. in 300 km Breite, wäre eine wirksame ergänzende Maßnahme zum Mittelstreckenabkommen UdSSR–USA und würde die sicherheitspolitische Lage im Zentrum Europas entscheidend verbessern.

Zone im Norden

Weit gediehen sind die Bemühungen um eine kernwaffenfreie Zone im Norden Europas. Im Mai 1978 aktualisierte Finnlands Präsident Urho Kekkonen seinen Plan von 1963 mit dem Ziel „der Schaffung eines gesonderten Vertragssystems, das die nördlichen Länder insgesamt dem Einfluß der Nuklearstrategie und insbesondere der neuen nuklearen Militärtechnik weitestgehend entziehen würde". Diese Zone soll die neutralen Länder Finnland und Schweden, die NATO-Mitglieder Dänemark, Norwegen und Island einschließlich ihrer Hoheitsgewässer und des Luftraums sowie Grönland und die (zu Dänemark gehörigen) Faröer-Inseln umfassen. Wichtige Stationen waren Entscheidungen der Parlamente in Finnland, Schweden und Dänemark und die Bereitschaft der Regierungen Norwegens und Islands, sich dafür einzusetzen. Unter der Losung „Für einen kernwaffenfreien Norden" bildete sich eine breite Volksbewegung; 2,5 Millionen unterzeichneten 1982 einen entsprechenden Aufruf. Eine Gesamtskandinavische Konferenz und die Parlamentariertreffen 1984 und 1985 jeweils in Kopenhagen erarbeiteten konkrete Pläne. Nachdem im August 1986 die Ministerpräsidenten der fünf nordischen Länder übereinkamen, eine Arbeitsgruppe auf Regierungsebene einzusetzen, nahm im April 1987 ein derartiges Gremium seine Tätigkeit auf. Es soll alle Voraussetzungen zur Schaffung einer kernwaffenfreien Zone in Nordeuropa untersuchen. Wenn eine derartige Entscheidung gefaßt werde, so wäre die Sowjetunion bereit, als Garant aufzutreten, sagte Michail Gorbatschow im Oktober 1987 in Murmansk.

...und auf dem Balkan

Den Balkan von allen Kernwaffen zu befreien, schlug im Oktober 1981 Todor Shiwkow namens der VR Bulgarien vor. Angeknüpft wurde damit an 1957, 1959 und 1963 ergangene Verhandlungsofferten der UdSSR und Rumäniens, Balkanhalbinsel, Adria- und Mittelmeerraum atomwaffenfrei zu halten, die seinerzeit von den NATO-Staaten abgelehnt worden waren. Das erfaßte Territorium soll Bulgarien, Rumänien, Albanien, Jugoslawien, Griechenland und den europäischen Teil der Türkei – eine 1,5 Millionen km² große Region – einschließen. Vielfältige bilaterale Aktivitäten ergaben, daß vier Länder eine positive Haltung einnahmen: die Warschauer Vertragsstaaten Bulgarien und Rumänien, das nichtpaktgebundene Jugoslawien und das zur NATO gehörige Griechenland unter der Regierung von Andreas Papandreou. An einem Expertentreffen interessierter Länder 1984 in Athen nahm auch die Türkei teil. Breite Unterstützung findet das Projekt in der Öffentlichkeit. Ein im Februar 1988 in Belgrad erstmals abgehaltenes Außenministertreffen sämtlicher Balkanstaaten bekundete grundsätzliche Zustimmung; konkrete Fragen sollen auf folgenden Treffen weiter erörtert werden.

Weitere Vorhaben

Anregungen, Überlegungen, Vorstellungen für weitere kernwaffenfreie Gebiete sind – zum Teil seit Jahren – in der öffentlichen Debatte. Erörtert werden sie im Rahmen der UNO, der Bewegung der Nichtpaktgebundenen, regionaler Staatengruppen und verschiedenster politischer und gesellschaftlicher Kräfte. Das betrifft unter anderem:

- die Umwandlung des Indischen Ozeans in ein Meer des Friedens. Bereits 1971 forderte die UNO-Vollversammlung, den „Indischen Ozean innerhalb noch festzulegender Grenzen zusammen mit dem darüber liegenden Luftraum und den dazu gehörigen Meeresgründen auf alle Zeiten zu einer Zone des Friedens zu erklären". Für die Vorbereitung einer Konferenz bildete sich 1972 ein ad-hoc-Ausschuß. Nachdem auf Druck der USA und ihrer Verbündeten die Konferenz mehrmals verschoben wurde, soll sie in naher Zukunft stattfinden;
- eine kernwaffenfreie Region, die den gesamten afrikanischen Kontinent umfaßt. Dafür engagiert sich seit 1964 die Organisation für Afrikanische Einheit (OAU). Verhandlungen scheiterten bislang an der ablehnenden Haltung des Rassistenregimes in Südafrika. Der OAU-Gipfel 1987 in Addis Abeba sprach sich dafür aus, eine entsprechende Konvention zügig zu erarbeiten und den Mitgliedsländern zur Unterzeichnung vorzulegen;
- die Errichtung einer kernwaffenfreien Zone Naher Osten. Getragen wird dieser Gedanke von arabischen Staaten, unter fragwürdigen Vorwänden abgelehnt wird er von Israel;
- eine „Zone des Friedens, der Freiheit und der Neutralität", zu deren Komponenten ein kernwaffenfreier Status gehört, in Südostasien. Dafür setzen sich, wie Anfang 1988 auf dem Gipfeltreffen in Manila bekräftigt, die sechs Mitgliedsländer der Vereinigung Südostasiatischer Staaten (ASEAN) ein: Brunei, Indonesien, Malaysia, Philippinen, Singapur und Thailand. Eine Arbeitsgruppe ist beauftragt, einen Vertragsentwurf zu erarbeiten;
- die Schaffung einer kernwaffenfreien Zone auf der koreanischen Halbinsel, auf die eine im Sommer 1987 unterbreitete Verhandlungsofferte der Koreanischen Demokratischen Volksrepublik abzielt;
- die Ausweitung der kernwaffenfreien Zone Lateinamerika zu einer „Friedenszone Südatlantik". Initiatoren sind Argentinien, Brasilien und Uruguay.

Gute Gründe

Unsere Übersicht zeigt: Überall gewinnt die Idee kernwaffenfreier Gebiete an Anziehungskraft. Es wächst ein regelrechtes Netzwerk von Realitäten und Projekten, das mittlerweile unseren ganzen Planeten umspannt. Nukleare Waffen dort zu entfernen, wo sie bereits stationiert sind, und die Gefahr ihrer Anwesenheit oder gar ihres Einsatzes zu bannen, wo sie nicht existieren – dafür wirken unterschiedlichste Staaten, politische und gesellschaftliche Bewegungen. Trotz aller Widerstände, die sich ihnen entgegenstellen.

Die aggressivsten imperialistischen Kreise haben nie einen Hehl aus ihrer Überzeugung gemacht, daß ihnen die ganze Richtung nicht paßt. Sie bauen unverändert auf die sogenannte Strategie der Abschreckung, deren Kernstück der Ersteinsatz von Nuklearwaffen ist. Nachdem die NATO seit drei Jahrzehnten in ihrem Einflußbereich jedwede Verhandlungen über kernwaffenfreie Zonen blockiert, erklangen auf dem jüngsten Gipfeltreffen in Brüssel erneut ablehnende Töne. Eine Denuklearisierung Europas, eine Null-Lösung auch für Kurzstreckenraketen, atomwaffenfreie Gebiete unter Beteiligung von Mitgliedstaaten dieses Militärpakts stünden nicht zur Disposition, hieß es da. Bemäntelt wird die prinzipiell negative Haltung zu derartigen Vorhaben nicht selten mit zwei Unterstellungen. Die eine lautet, kernwaffenfreie Regionen seien geographisch begrenzt und angesichts der weltweiten Folgen eines nuklearen Konflikts von vorherein sinnlos. Die andere besagt, daß bei Abwesenheit von Kernwaffen die Gefahr eines mit konventionellen Waffen geführten Krieges anwüchse.

Demgegenüber haben die Verfechter der Kernwaffenfreiheit viele gute Gründe für ihre Sache. Je weiter verbreitet die Kernwaffenarsenale, so lautet ein Argument, desto größer ist die Gefahr ihres Einsatzes. Je mehr der Raum eingeengt ist, auf dem sie sich befinden, um so leichter sollte es fallen, sie abzubauen. Jede kernwaffenfreie

Zone schafft ein Stück Vertrauen. Und je mehr Vertrauen es gibt, um so günstigere Bedingungen reifen heran, weitere Schritte zum Abbau der nuklearen Konfrontation auszuhandeln.

Abrüstung, so ein anderes Motiv, ist der Schlüssel zur Lösung der globalen Menschheitsprobleme unserer Zeit. Dazu beizutragen, geht alle Staaten und Völker an – nicht nur die großen, sondern auch die mittleren und kleinen. Kernwaffenfreie Zonen zu schaffen – das ist ein realistischer Weg, wie auch nichtkernwaffenbesitzende Staaten aktiv eine Welt ohne atomare Bedrohung noch in diesem Jahrhundert herbeiführen helfen können. Regionale Maßnahmen zur Rüstungsbegrenzung und Abrüstung stehen – dies ein weiterer Beweggrund – nicht im Widerspruch zu globalen Lösungen. Statt letztere zu behindern, sollen sie solche im Gegenteil erleichtern und ergänzen. Je mehr geographisch begrenzte kernwaffenfreie Zonen entstehen, um so rascher kann es vorangehen in eine Zukunft, die keine Atomwaffen und keine nukleare Bedrohung mehr kennt.

Eine weitere Überlegung besagt schließlich: Mit dem Raketenvertrag UdSSR–USA vom 8. Dezember 1987, mit der beabsichtigten Halbierung der strategischen Kernwaffenpotentiale wurde der Einstieg in die nukleare Abrüstung möglich. Nun wollen die Völker, daß dem ersten Schritt ohne Verzug weitere folgen, daß die Liquidierung zweier kompletter Kategorien von Raketen nicht durch Aufrüstung in anderen Bereichen kompensiert wird. Bei der Abrüstung darf es keinen Stillstand geben. Sie voranzubringen, können kernwaffenfreie Zonen eine erstrangige Rolle spielen.

All das erklärt, warum der Ruf zu einem internationalen Meinungs- und Erfahrungsaustausch über kernwaffenfreie Zonen unter Vertretern von Staaten, Parlamenten, Parteien, verschiedensten gesellschaftlichen Bewegungen, Organisationen, Kirchen und Religionsgemeinschaften starken Widerhall gefunden hat. Die Hauptstadt des sozialistischen deutschen Staates, der mit großem Engagement für einen atomwaffenfreien Korridor in Mitteleuropa, für die kontinentale und globale Beseitigung aller Kernwaffen eintritt, wird im Juni der weltumspannenden Bewegung für Kernwaffenfreiheit Forum und Stimme, der Koalition der Vernunft und des Willens zum Frieden neue Impulse geben.

Karten: Wolfgang Wegener

Presse und Brennofen wurden von außerhalb bestellt – eine Fließlinie, die es mittlerweile auf eine Million automatisch gepreßter und gestapelter Silikatziegel jährlich gebracht hat, Verdoppelung bis 1990 vorgesehen.

Wohnungsuchende, die ihr Problem lösen wollen, indem sie sich mit anderen zusammentun und in ihrer Freizeit an Mehrfamilienhäusern bauen, werden vom Betrieb mit Projektberatung, Bauleitung, Geld und Material unterstützt. Als Wohnungsbauer auf Zeit schult man Angehörige von Schiffsbesatzungen um, die ja nur im Sommer während der viermonatigen Navigationszeit in ihrem eigentlichen Beruf tätig sind.

Die Ur-

Ein bißchen muß er schon noch auf den Frühling warten, der kleine Aljoscha. Wenn bei uns daheim bereits die Kirschen reifen, rumort Väterchen Frost hier auf dem Fluß noch mit dicken Eisschollen. Wir sind in Kirensk, einer sibirischen Kreisstadt an der Oberen Lena, 1631 von Kosaken gegründet. Der Anblick im Frost erstarrter Schiffe täuscht. In der Werft – mit 2500 Beschäftigten größter Industriebetrieb der Stadt – wird fleißig gearbeitet. Sie bauen dort Schub- und Schleppschiffe, montieren Schwimmkräne, vor allem aber renovieren und modernisieren sie schon jahrelang im Dienst befindliche Frachter und Lastkähne. Werftdirektor Viktor Kim lobt die 800-PS-Dieselmotoren aus Magdeburg, mit denen die leistungsstarken Schlepper ausgerüstet werden. Auch von den Kühlschiffen aus Boizenburg spricht er mit Hochachtung, die die Siedlungen des Lenabeckens im Sommer mit Fleisch, Milch, Butter und anderen leichtverderblichen Lebensmitteln versorgen.

Strengere Sitten

Als wir fragen, wie sich die vom XXVII. Parteitag der KPdSU eingeleitete Umgestaltung in ihrem Betrieb zeige, sind Direktor Kim und Parteisekretär Kulebjakin um Beispiele nicht verlegen:

In den Kollektiven gehen die Arbeiter strenger mit denen um, die bummeln oder faulenzen. Öffentliche Tadel werden ausgesprochen und für alle sichtbar an der Wandtafel ausgehängt, ebenfalls Prämienkürzungen oder – soweit das nicht Familienangehörige unzumutbar trifft – Zurückstufungen auf der Warteliste für Neubauwohnungen. Wenn du gut leben willst, mußt du gut arbeiten, lautet die Devise.

Bei der Generalreparatur von Schiffen werden jetzt ganze Sektionen in den Werfthallen fertiggestellt und dann draußen im Hafen an Ort und Stelle ausgetauscht, das spart Wege, Zeit und Material. Durch solche und ähnliche Methoden stieg die Arbeitsproduktivität im vergangenen Jahr um 5 Prozent. Ein Anfang, denn 1990, zum Ende des Fünfjahrplans, sollen es 17 Prozent mehr sein.

Metallabfälle, die früher in irgendwelchen Ecken verrotteten, werden sorgfältig in Behältern gesammelt, ausgetauschte Teile, die gewöhnlich im Schrott landeten, auf die Möglichkeit des Regenerierens überprüft. Eine sechsköpfige „Kommission zur Einsparung von Heizung, Energie und anderer Materialien“ beschränkt ihre Tätigkeit nicht nur auf den Betrieb, sondern geht auch regelmäßig durch die Werftarbeitersiedlung, um zu sehen, ob da nicht der eine oder andere allzu leichtsinnig Geld in Form von nutzlos verpuffter Fernwärme oder Elektroenergie auf die Straße wirft.

Silikatziegel für den Häuserbau mußten – erst per Bahn, dann per Schiff – über tausend Kilometer aus der Gebietsstadt Irkutsk herbeigeschafft werden, dabei liegt Rohmaterial vor den Toren von Kirensk. Ingenieure und Arbeiter der Werft beschafften sich einschlägige Literatur und entwickelten – nur

Früher, so umreißt der Parteisekretär einen begonnenen Wandel im Denken, sagten viele – mit Blick auf übergeordnete Instanzen – gib, gib! Jetzt heißt es immer mehr mach, mach es selbst, du machst es doch für dich, für uns alle.

Sozialere Dimensionen

Über das Zusammengehen von besser arbeiten und besser leben, bei uns als Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik definiert, in der Sowjetunion mit dem Terminus sozialökonomische Entwicklung bezeichnet, kommen wir in größerem Zusammenhang noch einmal im Kabinett von Wladimir Schipizin zu reden, Erster Sekretär des Rayonkomitees Kirensk der KPdSU.

Auch im Gebiet Irkutsk gab es in dieser Hinsicht Disproportionen. Erst vor kurzem lasen wir in der Zeitschrift „Woprossy Ekonomiki" von Fehlkalkulationen Tynda betreffend, die heimliche Hauptstadt der BAM: Über Erwarten hat sich die Bevölkerung in den letzten 10 Jahren um ein Mehrfaches vergrößert, demzufolge mangelt es an modernen Wohnungen, Krippenplätzen, Sportplätzen, Kultureinrichtungen, die Einschulung der Sechsjährigen macht Probleme. In der Stadt sind 34 Ministerien und andere zentrale Staatsorgane vertreten, alle handeln nach eigenem Ermessen, niemand fühlt sich für das Ganze verantwortlich. Die Abwanderung aus der Stadt ist sehr hoch, dabei kostet die Gewinnung eines einzigen Werktätigen, bemerkt die Zeitschrift, nach unseren Berechnungen den Staat 3500 Rubel.

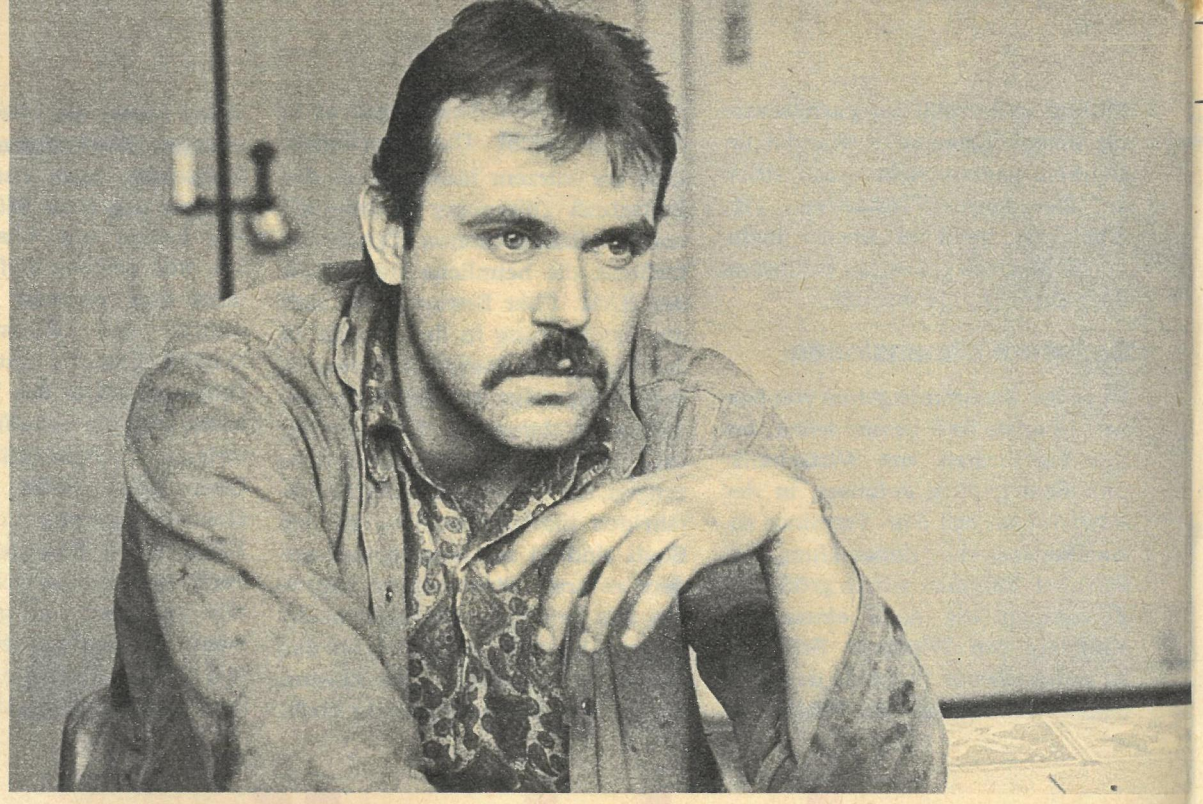
Wir haben, sagt Wladimir Schipizin, aus solchen Erfahrungen gelernt und verweist auf den Beschluß des Ministerrates der UdSSR über die Entwicklung der Produktivkräfte des Irkutsker Gebietes und die Schaffung des Territorialen Produktionskomplexes Obere Lena (Erdöl, Erdgas, Kali, Holzverarbeitung) mit Zentren in Ust-Kut und Kirensk. Der „Erste" gerät ein bißchen ins Schwärmen: Wir erwarten ein großes Leben, wenn wir erst mal durch eine stabile Straße ständig mit dem „Festland" verbunden sind, wenn Facharbeiter aus Kuibyschew kommen, um uns beim Bau einer Erdölraffinerie zu helfen, wenn Neu-Kirensk entsteht… Aber, so betont er, die industrielle Erschließung geht einher mit einem umfangreichen Sozialprogramm. Im erwähnten Beschluß bis zum Jahre 1990 für das Gebiet festgeschrieben: 5 600 000 Quadratmeter mehr Wohnfläche (eine neue Wohnung für jeden achten Einwohner), 25 000 weitere Kinderkrippen- und Kindergartenplätze, Schulen, Kulturhäuser, Gesundheitseinrichtungen, neue Wohnungsbaukombinate unter anderem in Sajansk, Usole-Sibirsk und Angarsk.

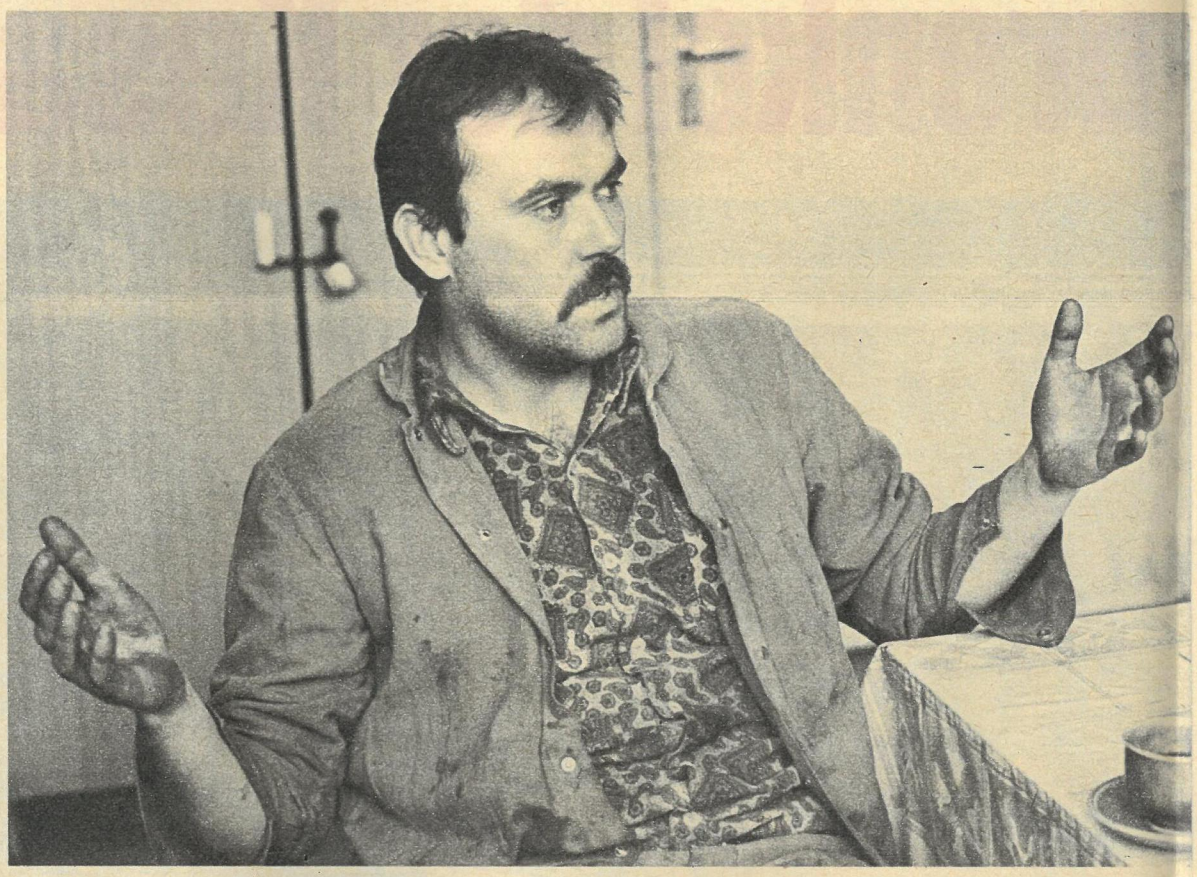
Fritz Jahn (Text)
Lothar Willmann (Fotos)

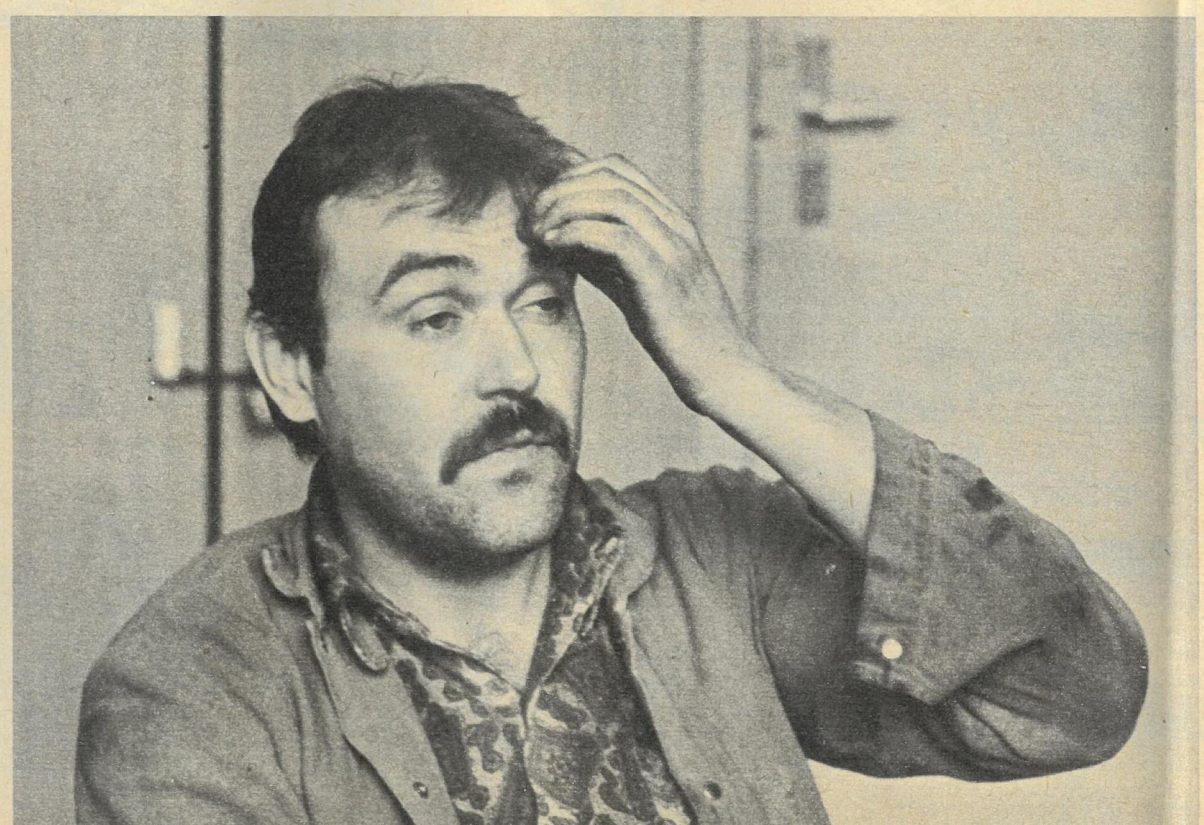
urenkel der Kosaken

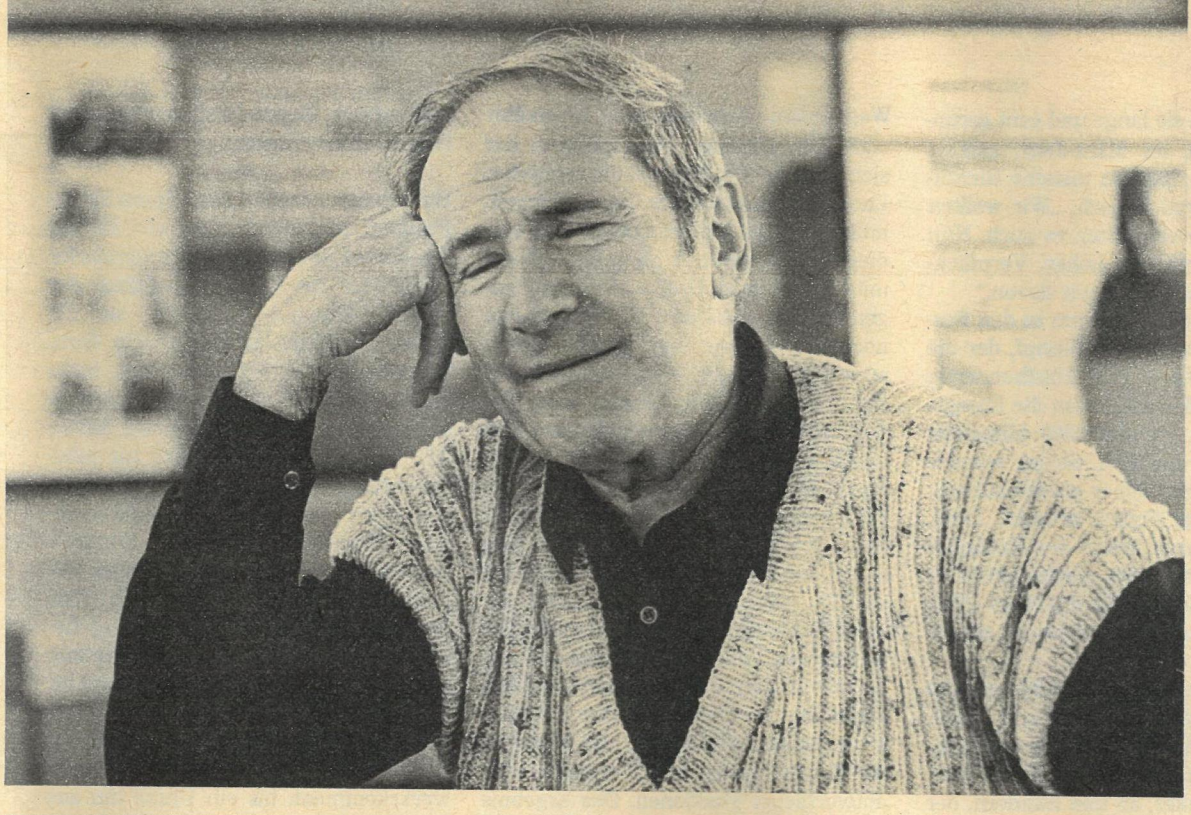
Dialog zwischen Schippe und Computer

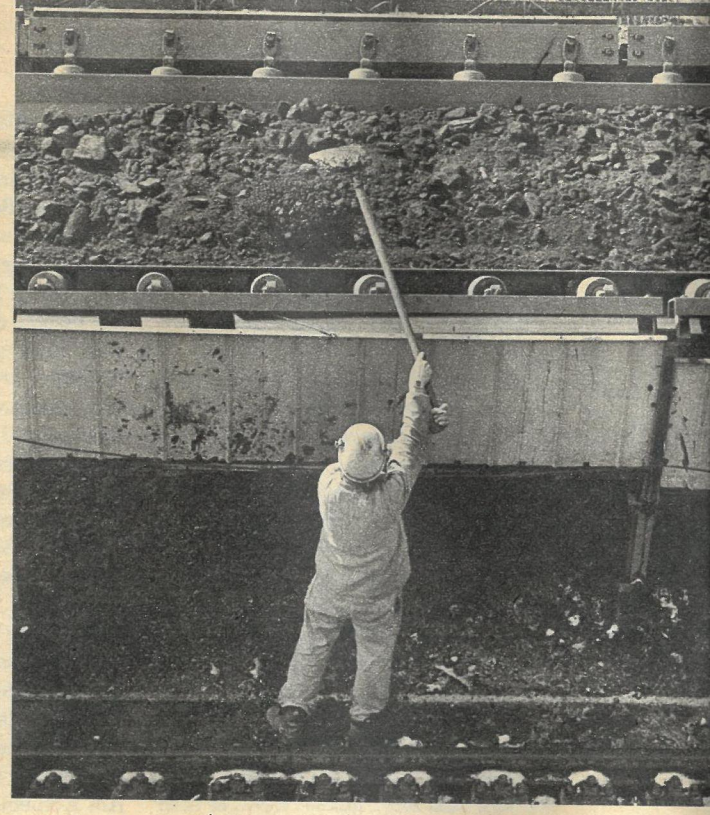
Sollte man? Man muß!











Seht auf die Hände. Das Zupacken gewöhnt, können sie auch im Gespräch nicht untätig bleiben. Bernd Bensch, der Linke. Dieter Albert, rechts. Kraftwerker aus Jänschwalde. Was haben sie sich zu sagen, der Junge und der Ältere?

Von Traditionen reden sie. Von Beweggründen damals und heute. „Jugend an die Spitze aller Wettbewerbe!“ — Aufforderung an die jungen Aktivisten, die vor vierzig Jahren in Zeitz zu ihrem ersten Kongreß zusammenkamen. Dieter Albert war dabei. Das gab Kraft, damals, als es besonderen Mut erforderte, mehr zu tun als das Normale. Aber es lohnte. Sieh dich um. Alles unserer Köpfe Ideen, unserer Hände Arbeit … Bernd Bensch wird dabeisein, wenn sich dieser Tage, wiederum in Zeitz, Jugendbrigadiere treffen, die über das Schrittmaß im „FDJ-Aufgebot DDR 40“ beraten.

Gewiß, die Losungen wandelten sich. Ihr Inhalt aber blieb: Jugend an die Spitze aller Wettbewerbe!

Ein Bericht von
Wolfgang Tautenhahn (Text)
und Ulrich Burchert (Fotos)

Sollte man? Man muß!

Immer dieser weiße Dampf. Unablässig quillt er aus den Kühltürmen. Wolkenbänken gleich schwebt er davon. Der Wind steht günstig.
Jänschwalde. Kraftwerk.
Nehmen wir es wörtlich. Ein Werk, das Kraft erfordert und Kraft gibt. „Werk der Jugend" heißt es zudem im Beinamen. Der uns da gegenübersitzt, Dieter Albert, Berater des Generaldirektors, soll eine Legende sein. Einem Cottbuser FDJ-Funktionär floß diese Beschreibung wie ein Alltagswort über die Lippen.
Legende? – Nein, nicht dieses Wort. Aus uns will es nicht hinaus. Und es ist, wie sich bald zeigt, gut so. Wenn er über sich spricht, spricht er über andere. „Unser Denkmal, das ist die Republik", sagt er. Dieter Albert, heute 61, noch voller Tatkraft und Energie. Wie sonst hätte er all die Herausforderungen, die gesellschaftlichen und die ganz persönlichen, gemeistert? Lebensfragen, ja Überlebensfragen beantwortet? „Stellt mich nicht heraus", sagte er mehrfach an diesem Tage.
„Bitte, stellt mich nicht heraus."
Na dann, bis später am Tiefbunker.

★

Ein Kohlezug hat Einfahrt. 900 Tonnen, verteilt auf 16 Waggons. Erdschätze, im nahen Tagebau dem Schlamm abgerungen bald zu Energie veredelt. Bernd Bensch sieht nach dem Kohlefluß. „Nennt mich Meister, Jugendbrigadier oder Schichtleiter, jede Bezeichnung ist richtig." Mit Bekohlung und Entaschung beschreibt er die Aufgaben seines Jugendkollektivs, das Marxens Namen trägt.

Darum hätten sie lange und echt gerungen. „Damals, im Marx-Jahr, gab es viele Anwärter und so manche Richtlinie", sagt Bernd Bensch. „Wir wollten es so, und wir erreichten es auch. Nun müssen wir mit der hohen Verpflichtung leben. Das haben wir davon."
Sie sichern den Kohlestrom zu den Kesseln. Dort entsteht der Dampf, der die Turbinen treibt – fünf Fünfhunderter aus Leningrad – aus denen die Energie fließt. Zu dir, zu mir. 2500 Megawatt sind zur Zeit am Netz. Soviel, wie der Bezirk Halle mit seiner energieaufwendigen Industrie täglich braucht. Doch, so Bernd Bensch, wenn der Kohlefluß nur für zwei Stunden stockt, bricht es zusammen. Da enthüllt das Wort „Verantwortung", oft so dahingesagt, seinen tiefen Inhalt.
Die drei Mädchen und acht Jungen des Kollektivs leben damit. Tag und Nacht, feiertags auch. Silvester, als wir dem neuen Jahr zuprosteten, waren sie hier. Am Kohlebunker, an den Bändern, der Brecheranlage, auf dem Leitstand.
Marx sähe sich bestätigt. Mit seiner Weltanschauung, die die unsere ist, die die Arbeiterklasse befähigt, ihren historischen Auftrag zu erkennen und zu meistern.

★

Bernd Bensch wird im April nach Zeitz fahren. Dort treffen sich wieder junge Leute. „Reden sollte ich. Über uns und unsere Arbeit. Das liegt mir aber nicht."
Dieter Albert wird auch dasein, als Ehrengast. Die Alten und die Jungen. Was trennt sie? Was verbindet? – Darf man so fragen?
Dieter Albert: „Ich machte noch die letzten Kriegstage mit. In einer Uniform, die mir nicht paßte. Als das vorbei war, standen wir vor dem Nichts. Am Scheideweg. Entweder du wirst ein Lump oder du machst was aus dir." Er machte, lernte Schlosser im Bautzener Waggonbau. Arbeitete gut. Er erzählt vom SAG-Direktor Fedensenkow, der sich um die Produktion im zerstörten Land und besonders um sie, die Jungen, mühte. Erstes Arbeitsmotiv: Geld verdienen und, wenn es ging, ein Lebensmittelpaket dazu. Und da die zehn Jungen des Jugendaktivs im Waggonbau noch ein bißchen mehr taten, sprang auch hin und wieder ein Gutschein für Stoff heraus. „Wir waren bald das bestangezogene Jugendkollektiv weit und breit."
Kann sein, daß Dieter Albert einen Zweireiher aus Prämienmitteln trug, als er im April 1948 nach Zeitz fuhr. Was sollen die Äußerlichkeiten? Wichtig für ihn: Da kamen im heutigen Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft welche zusammen, die gleiches dachten und taten. Zwei Tage berieten 552 Delegierte aus 415 Betrieben über die Ausnutzung der Arbeitszeit, die Qualität, die Berufsbildung, die Übernahme verantwortlicher Positionen. Das Ergebnis ihrer Beratungen gipfelte in der Losung, der auch Dieter Albert zustimmte: „Jugend an die Spitze aller Wettbewerbe!"

★

„Von Dieter Albert können wir allerhand lernen", sagt Bernd Bensch. „Er ist seit kurzem unser Pate. Wir wollen mal ‚Ausgezeichnetes Jugendkollektiv' werden. Da ist es gut, sich mit ihm zu beraten, seine Erfahrungen zu nutzen."
Muß nicht jede Generation ihre eigenen sammeln? „Schon. Doch die Geschichte zu kennen, halte ich für nötig. So ist heute manches besser zu verstehen. Natürlich sind unsere Ansprüche an das Leben ganz andere. Das ist normal. Wohnungen sind noch ein Problem für einige im Kollektiv. Die Frage nach dem eigenen Auto stellen viele. Manches können wir selbst erklären. Anderes nicht. Mit Dieter streiten und verstehen wir uns. Morgen treffen wir uns mit ihm zu einem Forum."

★

Da reimte einer: „Am Spremberger Bahnhof kamen wir einst an/ Es war '54, wir waren 12 Mann." Trattendorfer Heide. Bau des Kraftwerkserstlings der jungen Republik. „Jugend an die Spitze..." Dieter Albert gehörte dazu. Beauftragt vom FDJ-Zentralrat, hatte er das Bauwesen und die Menschen zu organisieren. „In neun Monaten hatten wir die erste 25-MW-Turbine zur Inbetriebnahme geführt." Später leitete er das Werk, wurde sein Direktor, realisierte Beschlüsse des Zeitzer Kongresses. Er liest in den mitgebrachten Bildern. Sie sind ihm alle wertvoll. (Eins überläßt er uns, das Foto unten.) Lebenslinien zeichnen sie. Nach Trattendorf wurde er 1966 Produktionsdirektor der VVB, 1969 Direktor des Kraftwerkes Lübbenau/Vetschau, später 1. Stellvertreter des Generaldirektors im Kraftwerkskombinat, bis ein Unfall ihn aus dem Rhythmus riß. Doch er ließ sich nicht unterkriegen.
Die ersten Jahre, goldene Zeiten? Nein, aber missen möchte er sie nicht. Er bezieht Gorkis Worte auf sich. „Auch meine Universitäten waren in erster Linie das vielgestaltige Leben. Was wußten wir von Algebra und solchen Dingen?" 1956 erst betrat er mit Herzklopfen die Ingenieurschule für Fördertechnik in Bautzen, lernte begierig.

★

Wo ist euer Neuland? Wo sind eure Entsagungen? Bernd Bensch: „Wir sind rund um die Uhr im Werk. Acht Stunden, am Wochenende 12. Im Winter sehen wir nicht auf die Uhr. Ich sage, im Winter. Also im vorigen. – Und dann komm mal nach 16 Stunden nach Hause. Die Neubauwohnung kalt, das Wasser aus der Wand auch. Das ist deprimierend. Da kommst du ins Grübeln.

1954 **kamen junge Leute von überall her in die Spremberger Heide. Sie bauten das erste Großkraftwerk der jungen Republik. Dieter Albert (2. v. l.) war der Beauftragte des FDJ-Zentralrates im ersten Jugendobjekt der Energiewirtschaft und danach Direktor des Kraftwerkes Trattendorf.**

1988 verabredeten wir uns auf dem Kohlebunker des Kraftwerkes Jänschwalde. Längst setzt eine neue Kraftwerkergeneration das Begonnene fort. Bernd Bensch (Mitte) und Dirk Spiller beraten sich oft mit Dieter Albert (rechts), der seine Erfahrungen an die Jüngeren gern weitergibt.

Na klar, das war extrem.

Weißt du, wir sind jetzt eine echt gute Truppe. Zusammengewachsen in den letzten anderthalb Jahren. Seit wir um den Titel ringen." Vom Schlachtefest erzählt er. Das Schwein kauften sie aus der Brigadekasse. Im Sommer waren sie während der Freiwoche fünf Tage zelten. „Da lernt man sich von einer ganz anderen Seite kennen.

Sinn des Lebens? Du meinst Kultur? Bücher machen im Kollektiv die Runde. Science-fiction und Krimis, auch mal was Gegenwärtiges. Und Filme über uns? Ich brauche nicht das gleiche zu sehen, was ich hier tagaus, tagein mache. Als bloßes Abbild, verstehst du? – Und Neuland, das gibt es zur Genüge."

★

„Man nennt uns oft Aktivisten der ersten Stunde. Gut so", sagt Dieter Albert. „Irgendwelche mußten ja die ersten sein. ‚Altes weg, und was Neues hingebaut', sangen wir. Und wir taten, was wir sangen. Auch heute", sagt er, „gibt es Aktivisten der ersten Stunde. Nimm all diejenigen, die in der ersten Reihe stehen, etwas in Gang setzen, sich auch durchsetzen müssen gegenüber Trägen, Müden, Arroganten, Allwissenden.

Im Land gibt es über 45 000 Jugendbrigaden und mehr als 5400 Jugendforscherkollektive, viele darunter, die vorangehen. Diejenigen, die in das Neuland Mikroelektronik vorstoßen, die MMM-Aufgaben lösen. Sind sie nicht auch Aktivisten der ersten Stunde? Auf neue Art? Die jungen Leute der Marx-Brigade zähle ich dazu."

„Wir haben eine neue MMM-Aufgabe übernommen: Reinigung des Grabenschöpfgeräte-Innengleises, nennt sich das. Wenn uns das gelingt, dann brauchen dort im Winter keine Helfer mehr mühsam die gefrorene Kohle lospicken. Das macht dann das Gerät selbst. Weil wir dieses und jenes voranbringen, wurde wohl auch ein bißchen beschlossen, daß wir bei uns im Rahmen des FDJ-Aufgebotes zu einem Wettbewerb anläßlich des Zeitzer Treffens aufrufen sollen. Hätten wir vielleicht auch alleine drauf kommen können. Wäre besser gewesen. Sollte man?" – „Man muß!" sagt Dieter Albert, und er erzählt von den ökonomischen Kennziffern, die sich die Jungen aus diesem Anlaß zum Ziel setzten und längst überboten haben, im Verhältnis zu anderen. Nun wollen sie sich an der Elektrifizierung der Eisenbahnstrecke vor dem Werktor beteiligen. Gräben ziehen, Fundamente fertigen. Keiner verlangt das, allein ihre Idee.

★

„Unser Betrieb erhielt eine Auszeichnung", erzählt Bernd Bensch. „Eine Reise für 3 Personen in die SU. Um 8.45 Uhr erfuhr ich davon. Bis 9.00 Uhr sollte ich mich entschließen. Was es da in fünfzehn Minuten alles zu bedenken gibt. Immer diese kurzfristigen Entscheidungen. Woran das liegt? Vielleicht durchläuft so etwas zu viele Instanzen."

Fährst du nun? „Na klar. Ich nehme meine Frau mit. Mit den Kindern geht es sowieso nicht, die sind noch nicht zwölf. Aber auf den 3. Platz bestand ich trotzdem. Damit zeichneten wir unseren Brigade-FDJ-Sekretär aus. Wir hatten mit den Freunden hier immer viel zu tun."

Über 50 Prozent der Elektroenergie in unserem Land wird in Kraftwerken erzeugt, die mit technischer Unterstützung durch die UdSSR errichtet wurden oder noch im Bau sind.

Thierbach, Hagenwerder, Boxberg und Jänschwalde. So ist der Berufsweg von Dieter Albert seit seiner Bautzener Zeit eng mit deutsch-sowjetischer Zusammenarbeit verflochten. „Ich war eine Zeitlang in der Sektion der Kommission Elektrotechnik im RGW.

Herzlichen Kontakt habe ich zu dem Leiter der sowjetischen Spezialisten Sowonow hier auf der Baustelle Jänschwalde, die unsere 500-MW-Anlagen mit installierten. War selbst mehrere Monate in Belowo in Sibirien zur produktionstechnischen Ausbildung."

★

„Jugend an die Spitze..." Dazu gehört, die moderne Technik zu meistern. Bernd Bensch winkt ab. „Ja, ja, unser Computer. Wir haben ihn noch nicht lange. Da kam mal einer, stellte uns den hin. 15 Minuten Einweisung. Dann tröstete er uns: ‚Kaputt machen könnt ihr dabei nichts!' – Wir konnten." Kaum eine halbe Stunde später versagte er den Bekohlern und Entaschern seine Hilfe. Was sollten auch sie, zu deren wichtigsten Arbeitsinstrumenten grobes Handwerkszeug, wie Schaufel und Picke gehören, mit so einem Schlüsseltechnologen? Dennoch, Bernd Bensch hat da schon seine Vorstellungen. „Wir müssen ihn nur richtig einbeziehen. Sieh mal, jetzt schreibt jede Schicht die Laufzeit jedes Aggregats auf eine Liste. Nach 24 Stunden wird das alles addiert. Dann sitzt ein Hochschulabsolvent über den Zahlen und errechnet nach unseren Angaben den Reparaturplan. So was kann uns doch der Rechner abnehmen und noch mehr. Die Bestandsführung, Planabrechnung und so weiter."

★

Dieter Alberts Bautzener Jugendkollektiv von einst existiert noch heute, und sie haben etwas zu bieten. „Ich habe nie den Kontakt abreißen lassen", sagt er. So trafen sie sich Tage vor dem Zeitzer Kongreß '88, erzählten von früher und von jetzt und schrieben einen Brief an den FDJ-Zentralrat. Die Junggebliebenen der ehemaligen Jugendbrigade „Unterbau" im VEB Waggonbau Bautzen zogen persönliche Bilanz. Darin eingeschlossen ihre Verantwortung gegenüber den Jungen von heute.

Zu aktuellen Problemen der Nationalitätenpolitik und

Iswestija: Offensichtlich müssen wir heute analysieren, wo die Schwierigkeiten in den nationalen Fragen liegen und welche ihre Wurzeln sind. Die Freundschaft unserer Völker hat immer bestanden, war nie vergangen, sie existiert noch heute, sie wird immer wieder neu im Alltag geboren, bei der Arbeit, im Kampf. Die betrüblichen Ereignisse der letzten Zeit rühren aus anderen, die wir anscheinend längst vergessen haben.

J. Poljakow: Es gibt keine Entwicklung ohne Widersprüche. Wichtig ist nur, daß selbst die verworrensten gelöst werden. Nicht wenig zwischennationale „Knoten" sind als Erbe auf uns überkommen. Nach der Revolution haben wir einen bedeutenden Teil davon gelöst. Die Schaffung von nationalen Republiken und Gebieten wurde, ich scheue mich nicht, das hier zu betonen, zu einer Sache von gewaltiger Bedeutung. Innerhalb von sechs bis sieben Jahren – und was für Jahre: Kriegsjahre, Hungerjahre! – wurde die Mehrzahl der heutigen Republiken und Gebiete gebildet. Wir hatten keine fertigen Rezepte. Die meisten Völker, die ihre Republiken gegründet hatten, besaßen niemals zuvor eine Staatlichkeit. Welches Prinzip sollte hier angewendet werden? Die autonome sozialistische Sowjetgebirgsrepublik z. B. nahm anfangs eine Reihe von Völkern des Nordkaukasus auf. Bald wurde jedoch klar, daß die Vereinigung vieler Nationalitäten in einer Republik nicht zweckmäßig ist. Anstelle einer Republik entstanden mehrere autonome.

Iswestija: Aber Dagestan ist doch geblieben, wo mehr als zehn Nationen und Völkerschaften leben…

J. Poljakow: Das ist eine andere Erfahrung, auch eine interessante. In Dagestan hat sich eine solche multinationale Gemeinschaft entwickelt, daß die Autonomie der einzelnen Völker praktisch nicht möglich ist. Die nationale Vermischung in Mittelasien ist für uns eine einmalige Erfahrung. Schauen Sie sich einmal die Karte an: Wie gewunden oft die Republiksgrenzen verlaufen!

Iswestija: Lenin schrieb damals, daß Hunderttausende von Menschen von einem Ende Rußlands zum anderen wandern. Der nationale Bestand der Bevölkerung vermischt sich, Isoliertheit und nationale Enge müssen verschwinden.

J. Poljakow: Heute leben zum Beispiel von der gesamtarmenischen Bevölkerung in der UdSSR 66 Prozent in Armenien (Volkszählung 1979), 11,5 Prozent davon in Aserbaidshan, fast 11 Prozent in Georgien, etwa 9 Prozent in der Russischen Föderation. Außerhalb der Republiksgrenzen wohnen mehr als 20 Prozent der Tadshiken. Von den Tataren leben lediglich 26 Prozent in Tatarien selbst. Offensichtlich dauert der Prozeß des Heraustretens aus „Isoliertheit und Enge" länger, als wir angenommen haben.

Wenn man über historische Erfahrungen spricht, ist jene Etappe sehr wichtig, in der die nationalen Republiken zur Einheit kamen und ihr Interesse erklärten, in einer Familie leben zu wollen. Die Vereinigung vollzog sich freiwillig. Nach dem Leninschen Prinzip der Selbstbestimmung bis hin zur Lostrennung.

Iswestija: Im Leben einer Nation gibt es Dinge, die unmittelbar mit nationalen Besonderheiten in den Verhaltensweisen verbunden sind. Ein für uns neues Wissensgebiet vermittelt für unser Jahrhundert sehr nötige Erkenntnisse über die Wechselbeziehungen der Nationen, ihren gemeinsamen Alltag.

L. Drobishewa: Ja, wir haben uns mit den Lebenswerten der Menschen noch nicht genügend befaßt, mit ihren Orientierungen, ihren Interessen, all dem, was zur ethnischen Psychologie gehört. In kurzer Zeit läßt sich das Bildungsniveau der Völker heben, doch genauso schnell die menschliche Psyche umzugestalten ist ausgeschlossen. Sie jedoch zu analysieren und die Ergebnisse der Analyse zu nutzen, dazu ist es höchste Zeit, längst höchste Zeit.

J. Poljakow: Das hat auch praktische Bedeutung. Die Japaner beispielsweise haben genau untersucht, welche Arbeitsgewohnheiten besonders charakteristisch für sie im allgemeinen und im besonderen für die Bewohner bestimmter Gegenden sind. Können wir mit etwas Ähnlichem aufwarten? Das heißt keineswegs, daß die Teilnahme dieser oder jener Völker an dieser oder jener Tätigkeit verhindert werden soll. Aber schadet es uns etwa zu wissen, was die Menschen vorziehen, welche Gewohnheiten sie haben, welche Traditionen? Schließlich sind sie ganz verschieden, und das müssen wir eben in Betracht ziehen. Das heißt, alle Traditionsformen, welche die Völker besitzen, müssen für die Stimulierung zu gemeinsamen Erfolgen genutzt werden.

Iswestija: Unter den vielen Aspekten haben wir bisher den der einheitlichen Volkswirtschaft außer acht gelassen.

L. Drobishewa: Die Erhöhung der Effektivität des gesamtvolkswirtschaftlichen Beitrags einer jeden Republik und die Arbeitsteilung für die nächste Zukunft wird, möglicherweise, zu einer der am meisten zugespitzten Fragen der zwischennationalen Beziehungen werden. In unserer Zeit ist es nach meinem Dafürhalten wichtig, nicht nur eigene nationale Interessen zu sehen, sondern auch die für das Land als Ganzes. Sonst wird der Akzent anstelle auf die sozialökonomische Beschleunigung und auf die Lösung nationaler Probleme lediglich auf die Klärung sprachlicher und kulturhistorischer Fragen verlegt. Sie sind wichtig, da besteht kein Zweifel. Man kann ihre Lösung nicht umgehen, doch noch wichtiger ist, daß die äußerlich zutage getretenen nationalen Faktoren (sprachliche, territoriale) nicht die Lösung ökonomischer und gesamtsozialer Probleme unserer Gesellschaft verdunkeln. Es geht letztlich um die Effektivität der Investitionen und um die Entwicklung zwischennationaler Beziehungen in der Sphäre der Ökonomie auf der Grundlage der Interessiertheit zum gegenseitigen Vorteil, es geht um die Verstärkung des Gefühls für soziale Verantwortung des ganzen Volkes.

J. Poljakow: In jeder Republik gibt es eigenes ökonomisches „Kopfzerbrechen". Nehmen wir Usbekistan mit einem Überschuß an Arbeitskräften. Wie soll dieses Problem gelöst werden? Im Rahmen der Republik? Oder im gesamtstaatlichen Rahmen? Sollen Arbeitskräfte „ausgeführt" werden? Die Versuche derartiger mechanischer Umsiedlungen haben sich nicht in jedem Fall als erfolgreich erwiesen. Bei Baubrigaden (beispielsweise an der BAM), die oft multinationale Gebilde waren, ging es noch an.

L. Drobishewa: Aber die Umsiedlung in das Nichtschwarzerdegebiet hat bis heute nicht den erwarteten Effekt ergeben: So viele Usbeken einmal angereist waren, fast so viele sind inzwischen wieder abgereist. Überhaupt ist die Regulierung der Migrationsströme eine diffizile, sensibel zu behandelnde Frage. Lange Zeit haben wir gedacht, daß, wenn die russische Sprache in den „arbeitsintensiven" Gegenden verbreitet sein wird, dann wird die Abwanderung aus den Republiken zunehmen. Aber die Mehrzahl der Kabardiner, der Tschetschenen, der Inguschen, der Balkaren beherrscht praktisch die russische Sprache wie ihre eigene, doch nichtsdestoweniger kehren die Vertreter dieser Völker, sobald sie in anderen Gegenden Bildung und Ausbildung erhalten haben, wieder nach Hause in die Heimat ihrer Vorfahren zurück. Das ist verständlich, denn das verlangt die Tradition von ihnen.

J. Poljakow: Wichtig ist, daß die nationalen Traditionen sich mit den Traditionen des Internationalismus verbinden. Sie sind vom Leben geboren, nicht ausgedacht und wurden deshalb zu einer gewaltigen Kraft. Das sind keine Worte, das ist die Realität.

Iswestija: Worin besteht Internationalismus? Welches sind seine Erscheinungsformen?

J. Poljakow: In Fernsehsendungen, in Briefen aus Bergkarabach unterstreichen Armenier und Aserbaidshaner, daß sie immer zusammen gelebt und gearbeitet haben. Das ist die Grundlage, das ist das, was unser Leben zementiert. Jede beliebige Bruderrepublik ist eine multinationale, in der Mehrzahl der Betriebe arbeiten Menschen verschiedener Nationalitäten.

L. Drobishewa: Internationalismus äußert sich nicht nur in den Wechselbeziehungen der Republiken und Völker im ganzen, er äußert sich auch im täglichen Verhalten der Menschen. Internationalismus ist auch die Überzeugung, daß mein Volk nicht über dem anderen Volk steht, daß mein Volk genauso fähig zu sozialen und kulturellen Errungenschaften ist wie jedes andere Volk. Das ist auch die Vorstellung davon, daß die Kulturen verschiedener Völker sich nicht in der Isolation entwickeln können, ohne den Einfluß des modernen Fortschritts in der Kunst zu spüren. Schließlich ist Internationalismus die Bereitschaft zu Kontakten mit Menschen anderer Nationalitäten im Alltag, das Können, die Interessen des eigenen Volkes zu sehen und zu fühlen im Bund mit den Interessen der Nachbarn, der anderen Völker. Und die Hauptsache, das ist unsere gemeinsame soziale Verantwortung für all das. Lange Zeit haben wir die Lösung der heranreifenden nationalen Probleme vor uns hergeschoben. Jetzt ist das einfach nicht mehr möglich. Mitunter sind das Probleme zwischen Nachbarvölkern, in anderen Fällen ist es die Notwendigkeit der Befriedigung sozialer, kultureller, alltäglicher Bedürfnisse der Nationalitäten, die inmitten der „Urnation" der Republik leben… Darum auch warten wir so sehr auf das Plenum des ZK der KPdSU, das den nationalen Beziehungen gewidmet sein wird.

Die Theater in Moskau haben in ihr Programm Matinees der Völker aufgenommen. Die Menschen hören tatarische Lieder, es wird getanzt, man hat sich in der Muttersprache verständigt. Diese Matineen haben auch viele Russen angezogen. Mögen viele nationale Theater entstehen, Kaffeehäuser, mögen nationale Zeitungen herausgegeben werden, nationale Festtage veranstaltet werden. Sie rufen sicher auch das Interesse bei den Menschen anderer Nationalitäten hervor. Warum soll man sich so etwas nicht ansehen? Warum nicht so etwas ausprobieren?

J. Poljakow: Die multinationalen Fragen sollten zum echten Gesprächsstoff der Wissenschaft werden.

L. Drobishewa: Wir müssen die Auseinandersetzung nur so führen, daß wir nicht die menschliche Würde verlieren. Wir müssen sie mit Achtung vor den nationalen Gefühlen, mit Achtung füreinander bestreiten.

Die Russen sind früher immer in der Rolle des Helfenden aufgetreten. Heute muß man begreifen, daß sie gleichberechtigt arbeiten und leben mit Völkern, die bereits ihre eigene Arbeiterklasse haben, ihre eigene Intelligenz und selbst große Erfolge erringen konnten und sich dieser Erfolge bewußt sind. Das bedeutet, daß

der Beziehungen der Völker in der Sowjetunion

Es gab keine fertigen Rezepte

Auf Fragen der Zeitung „Iswestija" äußern sich die Historiker Leokadia Michailowna Drobishewa, stellvertretender Direktor des Instituts für Ethnographie der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, und Juri Alexandrowitsch Poljakow, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Rates der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.

Über 100 Nationalitäten, Völkerschaften und ethnische Gruppen leben in der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken. Unser Tableau zeigt Vertreter von A (Abchasen) bis Z (Zachuren).

die psychologische Umgestaltung sich an jenen vollziehen muß, denen einmal geholfen wurde, und es versteht sich von selbst, daß sie sich auch an jenen vollziehen muß, die geholfen haben (sie sehen neben sich gleichberechtigte Partner). Doch bei weitem nicht jeder Mensch ist dazu gerüstet. Im multinationalen Milieu kann sich durchaus jede beliebige Unzufriedenheit auf nationalem Boden austragen.

J. Poljakow: Eben die Ereignisse in Aserbaidshan und Armenien zeigen uns trotz der negativen Auswüchse die Festigkeit der internationalistischen Verwurzelungen in den Massen. Wir wissen heute, daß wir uns auf das internationalistische Bewußtsein der Mehrheit stützen können. Wir müssen auf Komplikationen gefaßt sein, auf offene Diskussionen zu den nationalen Problemen. Dazu müssen wir in der Lage sein, zu streiten und zu überzeugen.

Iswestija: Warum sind nach Ihrer Ansicht die Exzesse in Alma-Ata und Sumgait ausgebrochen?

J. Poljakow: Die aufgestauten angespannten nationalen Gefühle wurden von asozialen extremistischen Kräften ausgenutzt. Das führte zu Gewalt und Verbrechen. Aber Verbrechen sind zu ahnden, und es muß alles getan werden, daß sich so etwas nicht wiederholt.

Woher aber kamen die Spannungen zum Beispiel in Karabach? Sie sind verborgen auch im fernen Widerhall der Zwietracht, die hier von Nationalisten in den schweren Zeiten der Intervention und des Bürgerkrieges geschürt wurde. Und in unseren heutigen nicht aufgearbeiteten Problemen bei der sozialökonomischen und kulturellen Entwicklung des autonomen Gebietes. Gerade unter solchen Bedingungen entsteht der Boden für schnellentzündbare einseitige Forderungen, die sich mitunter in zugespitzten Formen äußern. Ziehen Sie auch die Versuche in Betracht, den Prozeß der Demokratisierung zu Lasten engstirniger, egoistischer Interessen auszunutzen. Das Ergebnis sind Verwirrung, Gewalt, ökonomische Verluste, weil den Menschen verwehrt wurde, ihrer Arbeit nachzugehen – das alles ist durch nichts zu rechtfertigen.

Jetzt müssen große Anstrengungen unternommen werden, um den Gesundungsprozeß in Karabach zu forcieren, und ich denke, daß in erster Linie die Maßnahmen gut durchdacht werden müssen, die zur Beschleunigung der sozialen Entwicklung der Region durchgeführt werden, um nicht nur einzelne Gruppen, sondern die gesamte Bevölkerung zufriedenzustellen.

Gekürzt aus Iswestija vom 22. März 1988

Bilder zu Literatur sind nicht immer für Bücher gemacht. Dichters Werk ist nicht nur Vorlage für Illustration, die Kapitel für Kapitel, Strophe für Strophe dem Text folgt. Es kann dem bildenden Künstler Anstoß sein zu eigener Auseinandersetzung mit der Welt und mit sich selbst. Literatur der Sowjetunion hat Künstlern unseres Landes immer wieder Reibungsflächen geboten. Von den vierziger Jahren bis heute reißt die Kette der Bilder zu den

Reibungsflächen

Wladimir Majakowski – Bernhard Heisig

Klassikern und zu den Jungen sowjetischer Literatur nicht ab. Es begegnen sich zwei Künste, die mit ihren Mitteln Eigenes zu sagen haben. Wo sich ihre besten Vertreter treffen, sind gültige Bilder entstanden, die auch den Betrachter zum Dialog mit Kunst und Literatur herausfordern können. Grafik, die solches vermag, und Texte, die sie anregten, sind in unserer Serie vereint.

Bernhard Heisig
geboren 1925
in Breslau,
lebt in Leipzig

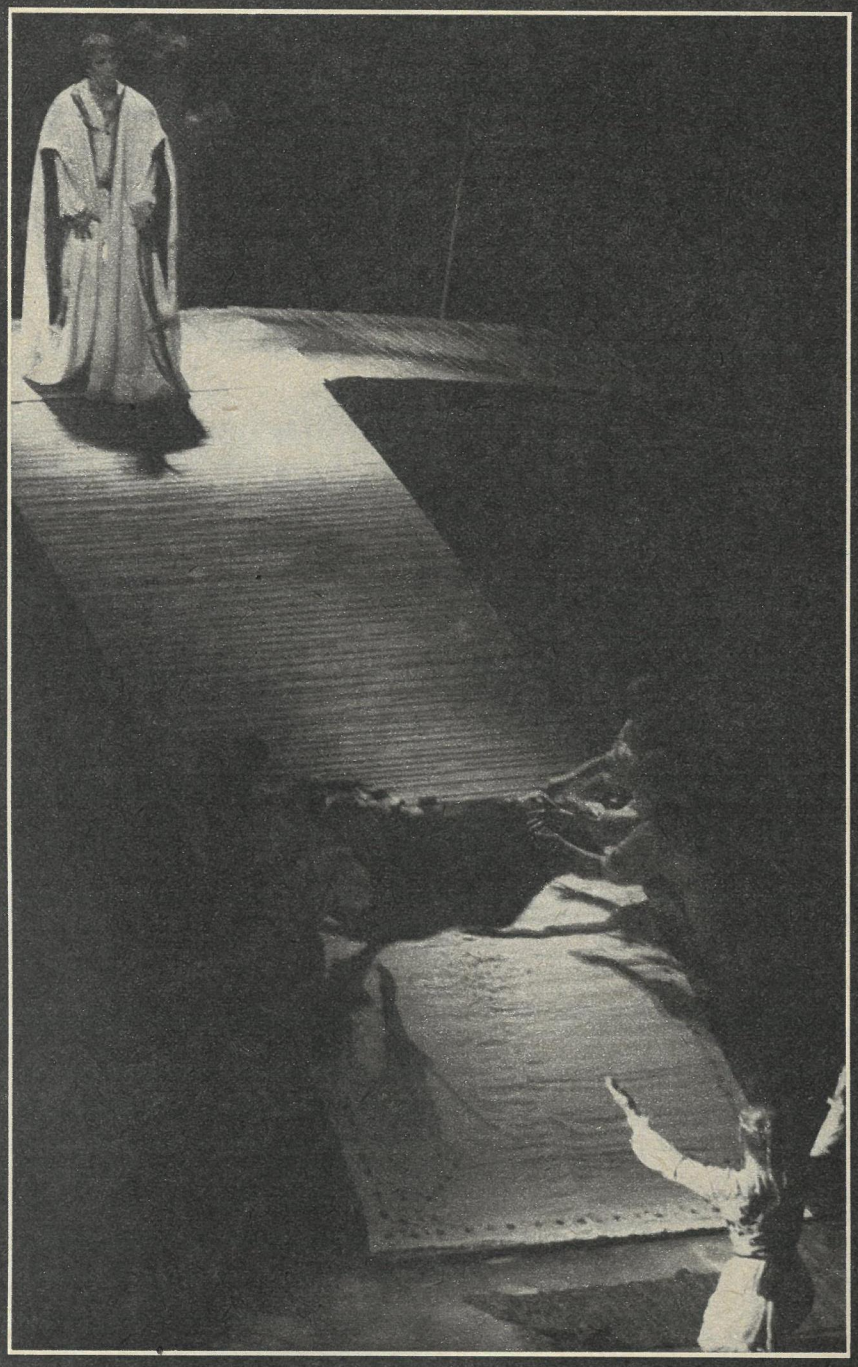
Zu Wladimir Majakowski, Gespräch mit dem Genossen Lenin. Lithographie, 1976

Reproduktion: Christoph Sandig

Genosse Lenin,
ich will Ihnen berichten,
nicht als Beamter,
eher als Sohn.
Genosse Lenin,
ein gigantisches Verrichten
steht uns bevor,
und wir meistern es schon.
Wir erleuchten,
wir bekleiden
die besitzlose Klasse,
wir steigern
die Förderung
von Kohle und Erz.
Daneben starrt
freilich noch
eine Masse
von allerhand
Blödsinn und Lumpenkommerz.
Man wird müd,
mit dem Gaunerzeug rumzuraufen.
Seit Sie fort sind,
vermehrt sich
das Pack allerdings.
Sehr viele
verschiedene Schurken
laufen
auf unserem Boden herum
und rings.
Von Typen,
unzählbar
und unbenamst,
wird uns
ein Bilderbogen
entrollt:
Bürokrat,
Spekulant
und Großbauernwanst,
Sektierer,
Kriecher
und Trunkenbold.
Da schreiten sie,
die Geblähten
und Vornehmen,
gespickt
mit Füllfedern und Abzeichen,
einher.
Gewiß,
wir werden sie
uns kräftiglich vornehmen,
doch mit allen
fertigzuwerden,
ist entsetzlich schwer.
Genosse Lenin,
in der Kornfelder Samen,
in Betrieben
voll Wetteifer,
Maschinenlärm
und Dampf
vollzieht sich,
Genosse,
in Ihrem Geist
und Namen
unser Denken,
unser Dasein,
unser Leben,
unser Kampf!

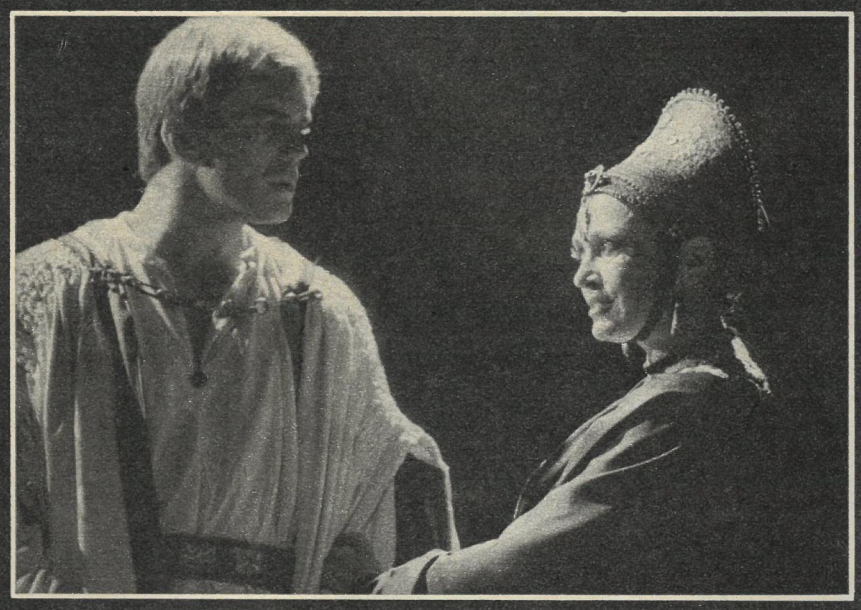
(1929)

Aus: Wladimir Majakowski, Gespräch mit dem Genossen Lenin, Nachdichtung: Hugo Huppert



Stephan, der König

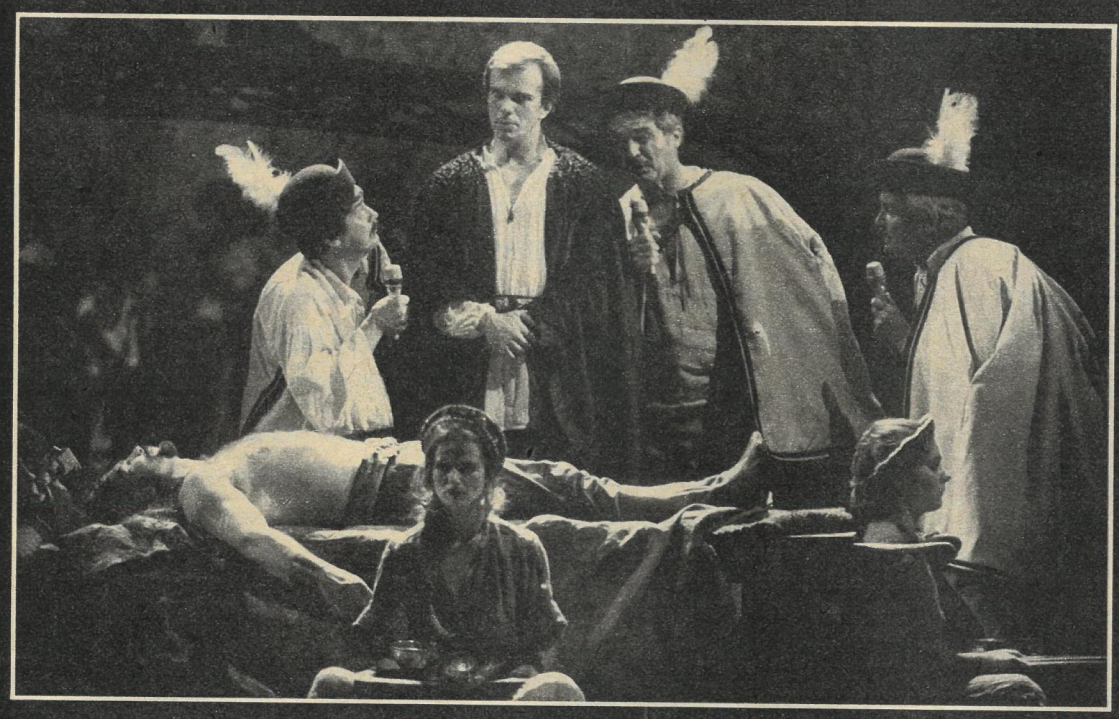
Eine Rock-Oper



Alljährlich im Sommer werden vor der reizvollen und echten Kulisse der romanischen Votivkirche von Szeged an der Theiß ungarische Theaterfestspiele abgehalten. Der schönste Platz dieser alten Stadt mit jenem Kirchenbau und den Arkaden des bischöflichen Palastes verwandelt sich dann für Tausende von Zuschauern aus dem ganzen Land und der Welt in ein Stück lebendiger Geschichte. Hier erlebte auch der erste König der Ungarn vor einiger Zeit seine theatralische Auferstehung. Sein Leben und Wirken für die Begründung und Christianisierung eines ungarischen Feudalreiches christlicher Observanz liegt fast 1000 Jahre zurück. Die von János Bródy auf der Grundlage eines Dramas von Miklós Boldizsár geschriebene und von Levente Szörényi komponierte Rock-Oper „Stephan, der König" ist eine Art Geschichts-Musical, dessen Aktionen mitten hinein führen in die politischen Auseinandersetzungen und Machtkämpfe jener fernen Epoche. István oder Stephan, Sohn des ungarischen Fürsten Géza, wurde im christlichen Geist erzogen von dem Prager Bischof Adalbert und dessen Schülern, in deren Händen auch der Aufbau der ungarischen Kirchenorganisation lag. Als der Vater starb, mußte er seinen Anspruch auf die Alleinherrschaft gegen die mit Gézas Politik unzufriedenen und an der alten Stammesordnung, dem nomadischen Erbrecht und dem Heidentum festhaltenden ungarischen Großen verteidigen. Ihr Führer Koppány, Besitzer bedeutender Gebiete südlich des Balaton, wollte der vom Rat der Alten vorgenommenen Wahl Stephans zum Oberherrn und König nicht zustimmen. Deshalb suchte Stephan die Entscheidung auf dem Schlachtfeld. Er besiegte Koppány und machte damit den Weg frei zu einem feudalen christlichen Königtum. Der Überlieferung nach ließ er sich mit Einverständnis des deutschen Kaisers Otto III. mit einer vom römischen Papst übersandten Krone zum König krönen.

Diese musikalische Legende, mit der das Nationaltheater Budapest zu den gegenwärtigen Tagen der Ungarischen Kultur in der Berliner Komischen Oper gastiert, beginnt mit dem Tode Gézas und geleitet den Zuschauer bis zur Krönung Stephans. Die Inszenierung von Imre Kerényi gibt in der Darstellungsweise des modernen ungarischen Bewegungs-Theaters ein anschauliches und mitreißendes Bild geschichtlicher Ereignisse, nicht ohne den Zuschauer zum Nachdenken über Gegenwärtiges anzuregen. Das rockige Musical spricht zu uns vom Kampf um Macht, Wahrheit und Gerechtigkeit ebenso wie von gegenseitigem Verständnis und von Kompromißbereitschaft und ist weit davon entfernt, ein historisch-museales Spektakel zu sein. Die Schöpfer der Oper kommen aus der Beat-Szene der sechziger-siebziger Jahre und haben hier mit zeitgemäßen künstlerischen Ausdrucksmitteln nationale Geschichte transparent gemacht. Übrigens starb König Stephan am 15. August 1038. Zu seinem 950. Todestag in diesem Jahr wurde zur Ausrichtung der Feierlichkeiten ein Komitee gebildet, dem namhafte Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft und Kirche angehören. Der heutige ungarische Staat möchte dieses Jubiläum würdig begehen. Die Künstler vom Nationaltheater Budapest hoffen, daß das Berliner Publikum etwas davon spüren wird.

Tamas Fellegi (Text)
Bela Ilovszky MTI (Fotos)



Stephan, der Sieger, Koppány, dargestellt von dem Rocksänger Gyula Vikidál (liegend).

Stephan, der Kämpfer, dargestellt von István Bubik (linke Seite außen).

Stephan, der Sohn, Sarolt, die Mutter, dargestellt von der Kossuth-Preisträgerin Mari Szemes (linke Seite, rechts).

Die Morgen-

ANATOLI KIM

Aus dem Roman „Eichhörnchen“

Er ging zum Friedhofstor, wo um diese Stunde noch kein Mensch war, und dachte daran, daß bald ein Menschenfluß durch die Straßen fluten und die morgendliche Spitzenstunde anbrechen würde, und da erfaßte ihn auch schon der breite Menschenstrom, der sich zum Eingang der Metrostation wälzte, in der Tür wurde er von Menschenkörpern eingequetscht, die so hilflos waren wie er, von der ungeheuerlichen Druckkraft hineingezogen in den Rachen des unterirdischen Reiches, welcher seine Betonkehle anspannte und die übliche Morgenportion von Fahrgästen verschlang.

Vielköpfiges harmloses Ungeheuer, du siehst aus wie ein einzigartiger Riesenkrake, deine Ringlinie gemahnt an die Höllenkreise, aber du bist kein Krake und kein Höllenraum, du bist das barmherzigste Ungeheuer der Riesenstadt, in deinem steinernen Bauch geht das menschliche Gewimmel nicht zugrunde, du schleust es geduldig durch deinen langen, donnernden, steinernen Leib und stößt es wieder aus, unter die Sonne und den Himmel, nachdem du jedem einzelnen lediglich das gelbe Tröpfchen einer Kupfermünze ausgesaugt hast — ein Fünfkopekenstück. Du bist ein sehr anspruchsloser Esser, ein Feinschmecker von demokratischer Sinnesart, du schluckst unbeirrt alles herunter — die nach französischem Parfüm duftende Moskauer Dame ebenso wie die verschwitzte Zigeunerin mit den zerrauften Haaren; den finster blickenden blutjungen Suworow-Schüler in der schwarzen Uniform mit den roten Biesen ebenso wie den Provinzonkel mit der tief über die schlauen Äuglein gezogenen Schirmmütze; die glotzäugige Dickmadam, die argwöhnisch auf das Band der Rolltreppe zu ihren Füßen blickt, ehe sie sie betritt, ebenso wie den eleganten Marineoffizier mit dem nagelneuen blanken Diplomatenköfferchen in der Hand; die zwei Meter lange Basketballspielerin ebenso wie das ehrenwerte, mit Gold und Perlen be-

portion

Fotos: Gerald Zörner

hängte Liliputanerpärchen mit den Greisengesichtchen neugeborener Säuglinge; den Negerjüngling in rosa Hose, mit krausem Bärtchen und Gazellengang ebenso wie die Oma im dunkelbraunen Schaltuch, die, zwei vollgestopfte Einholetaschen über der Schulter, überraschend flott auf die sich bewegende Treppe hüpft. Bejahrte Kaukasier mit rasierten Wangen und durchdringendem Blick, gewaltige flache Schirmmützen auf dem Kopf; ausländische Touristen in Kord, Wildleder und verwetzten Jeans mit europäischem, höflich-befremdetem Gesichtsausdruck; sittsame Standarddamen, die irgendwelche kleinere Behörden und Institutionen leiten, belastet von dienstlicher Verantwortung und verborgenen familiären Sorgen; Schwärme von Studentinnen, die herausfordernd zwitschern und je nach Stand der Unterhaltung einander, die Nachbarn und Nachbarinnen scharf mustern; melancholische langhaarige Jünglinge mit bleichen Gesichtern, in denen sich auf ungreifbare Weise Züge von Unschuld und Vielerfahrenheit miteinander verbinden; mürrische junge Milizionäre, die sich zueinander halten und entweder zum Dienst oder vom Dienst nach Hause fahren;

Männer, Frauen — nicht gesichtslos, sondern so vielgesichtig, daß sie kaum zu unterscheiden sind. Eine gewaltige Menge! Die Menschen des frühen Morgens. Sie fahren zu ihrem Arbeitsplatz, in die friedliche Schlacht um das Recht, diesen Tag zu durchleben. Sie hegen im Herzen Wünsche und Hoffnungen, die in Erfüllung gehen werden oder auch nicht, doch alles wird sich in der langen Reihe der kommenden Tage und Nächte vermischen, wird einfließen in das Himmelsblau, und eine ferne Musik, fast unhörbar, wird die Ohren eines Menschen streifen und die Sehnsucht neuer Wünsche in ihm wecken.

☆ Erzählung

Der Testkosmonaut Juri Woronzow saß im Cockpit und starrte auf die Monitoren. In endloser Ferne blinkte ein winziger Stern, die Sonne. Sie kam nicht näher, obwohl das Raumschiff schon tagelang auf sie zusteuerte. Es hätte längst an der Chromosphäre entlanggleiten und die Sonne passieren müssen, ja, es müßte inzwischen das Sonnensystem wieder hinter sich gelassen haben und im leeren Raum durch die Galaxis rasen.

Juri Woronzow flog mit Höchstgeschwindigkeit, trotzdem blieb der Abstand zur Sonne unverändert, als risse sie samt ihren Planeten vor dem Raumschiff aus. Nicht nur die Sonne, auch die Sterne, selbst die nahe gelegenen, blieben auf den Monitoren wie festgebannt, die ganze Milchstraße schien in einen Hyperraum zu stürzen. Juri Woronzow konnte die Sonne nicht einholen, seine Geschwindigkeit nicht erhöhen, denn es gab eine Schranke, die zu überschreiten außerordentlich gefährlich werden konnte.

Dabei war anfangs alles planmäßig verlaufen, und als der Testkosmonaut Juri Woronzow vor einigen Tagen die äußere Kometenzone verlassen hatte, um den Rückflug anzutreten, dachte er nicht im geringsten daran, daß noch Außergewöhnliches geschehen könnte. Der Flug ging seinem Ende entgegen, das Programm war bis zum letzten Punkt erfüllt. Alle Berechnungen hatten sich im Testflug als richtig erwiesen. Die Steuerungs- und Versorgungssysteme des neuen Raumschiffs funktionierten untadelig, die Energievorräte waren unerschöpflich, der Meteoritenschirm garantierte die Sicherheit bei einem Flug an der Grenze zur Lichtgeschwindigkeit selbst in Gebieten wie dem Asteroidengürtel und der äußeren Kometenzone, der Photonenantrieb ließ sich mühelos regulieren, und die Triebwerke brachten schnell die optimale Leistung. Das System war also entwicklungsfähig, das Raumschiff eignete sich schon in seiner jetzigen Form für einen Flug zu den Sternen.

Leider wußte das vorläufig allein der Testkosmonaut Juri Woronzow. Während er die Kometenzone durchquerte, war er in Gedanken schon auf der Erde, wo er die im Computer gespeicherten Informationen bald abliefern würde, damit sich die Konstrukteure des Raumschiffs an ihrem Geschöpf erfreuen konnten. Er selbst würde sich liebend gern eine Weile ausruhen, mit festem Boden unter den Füßen, fern von kosmischen Räumen, denn ein so großes Vergnügen ist es auch wieder nicht, fast mit Lichtgeschwindigkeit an den Grenzen des Sonnensystems dahinzujagen, wo nichts Besonderes passiert. Bis zum kleinsten Manöver verläuft alles streng nach Programm, und wenn Unvorhersehbares eintreten sollte, wäre das gleich ein besonderer Vorfall.

Das Unvorhersehbare war nun eingetreten. Als Juri Woronzow schon die Stunden bis zur Landung zählte, begann sich das Ziel plötzlich zu entfernen, spielte die Sonne mit ihm Fangen. Juri Woronzow fand keine Erklärung, wie sehr er sich auch den Kopf zermarterte. An einem Defekt der Monitoren konnte es nicht liegen, denn daß ein Monitor etwas zeigt, was es nicht gibt, war unwahrscheinlicher als der Untergang des Weltalls.

So blieb nur der Gedanke, daß er Halluzinationen hatte.

„Sie können jetzt die Triebwerke abschalten", vernahm Juri Woronzow eine Stimme hinter seinem Rücken.

Erst Sehstörungen, und jetzt hörte er Stimmen. Juri Woronzow nahm sich vor, den Ärzten, die ihn vor dem verantwortungsvollen Flug untersucht hatten, gehörig die Meinung zu geigen. Er sagte mit fester Stimme: „Ich darf nicht abschalten. Die Sonne entfernt sich immer weiter, ich würde sie nie einholen."

„Sie entfernt sich nicht."

Die Stimme war zweifellos Realität, es klang, als ob ein Mann hinter ihm stünde. Juri Woronzow wandte sich nicht um. Ihn drückte das Gewicht der Beschleunigung, und selbst das Sprechen machte ihm Mühe. Außerdem war er angeschnallt, das Lösen der komplizierten Verschnürungen hätte mindestens zehn Minuten gedauert. Weshalb sollte er sich auch umdrehen, es gab keinen freien Raum hinter dem Pilotensitz. Die Lehne war mit der Rückwand der Kabine verschweißt.

„Bitte, bleiben Sie ganz ruhig! Wundern Sie sich nicht, und tun Sie nichts Unbedachtes. Das bewahrt Sie vor einem Nervenschock."

Die Aussprache des Mannes war korrekt wie bei einem Videoansager. Juri Woronzow hatte schon ähnliche Stimmen gehört, und er überlegte, wo das gewesen sein könnte. Plötzlich war ihm alles klar. Er fühlte sich zutiefst beleidigt.

Man hatte ihn getäuscht und betrogen. Er war nicht geflogen, hatte kein Raumschiff getestet, war nicht der Sonne nachgejagt. Vielmehr saß er schon mehrere Monate in einem gewöhnlichen Simulator auf einer gewöhnlichen Kosmosstation, und der Flug war Täuschung, Vorspiegelung, Betrug. Man wollte erforschen, wie die menschliche Psyche auf außergewöhnliche Ereignisse reagiert. Der Mann mit der korrekten Aussprache brauchte das wahrscheinlich für irgendwelche Untersuchungen. Jetzt war das Experiment beendet, der Herr hatte genug Material gesammelt. Davon wurde dem Testkosmonauten Juri Woronzow allerdings nicht froher zumute.

Zugegeben, solche Experimente sind notwendig. Aber warum mußte man einen der besten Testkosmonauten für ein halbes Jahr aus seiner Arbeit reißen? Oder wollte man prüfen, wie ein bestimmter Mensch, nämlich Juri Woronzow, auf außergewöhnliche Situationen reagiert? Und was ist das Ergebnis dieses Experiments? Daß der Testkosmonaut Juri Woronzow jede außergewöhnliche Situation vortrefflich meistert. Das war sowieso allen bekannt.

Aber hatte nicht gerade erst der berühmte Testkosmonaut Juri Woronzow über die Ärzte geklagt, die ihn vor dem Start nicht gründlich genug untersucht hätten? Doch so gründlich, daß es ein halbes Jahr dauert, brauchte ein Gesundheitstest nicht zu sein. Er sollte die Triebwerke abstellen, hatte der Mann gesagt. Eigentlich könnte er seine Zentrifuge, denn das war es ja in Wirklichkeit, selber ausschalten.

Juri Woronzow drückte einen Knopf. Das Signal lief durch die Leitungen zu einem Relais des verdammten Simulators, der sich langsamer drehte, bis er ganz stillstand.

Woronzow spürte, daß der Beschleunigungsdruck allmählich nachließ und schließlich völlig verschwand.

„Ich muß bald umsteigen", sagte der Mann hinter der Wand, „und Sie verlassen."

„Ich werde Sie bestimmt nicht aufhalten", erwiderte Juri Woronzow verärgert.

„Ihr Unmut ist verständlich. Trotzdem verlasse ich Sie erst, nachdem ich Ihnen alles erklärt habe."

„Wozu diese Umstände?"

„Ich halte es für meine Pflicht."

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen. Ich habe alles verstanden."

„Aber ich muß Ihnen wenigstens sagen, wie Sie von hier wegkommen."

„Sie brauchen sich nicht zu bemühen", wiederholte Juri Woronzow. „Ich finde schon selbst die Tür."

Der Mann lachte laut auf.

„Endlich merke ich, daß Sie nichts verstanden haben, obwohl Sie das Gegenteil behaupten. Schauen Sie auf die Monitoren."

Die Sternbilder sahen anders aus. Die Sonne war verschwunden, an ihrer Stelle leuchteten zwei helle bläuliche Riesensterne. Anscheinend zeigten die Monitoren den Himmel eines anderen Planetensystems.

„Eine gute technische Leistung", sagte Juri Woronzow. „Was soll das sein?"

„Das Siriussystem."

„Gut gemacht, nur die Farben wirken etwas unnatürlich."

Der Mann entgegnete ungeduldig: „Ich habe wenig Zeit. Sie sollten endlich zur Kenntnis nehmen, daß wir uns in der Nähe des Sirius befinden und daß Sie als erster in der Geschichte der Menschheit zu einem anderen Fixstern geflogen sind."

Merkwürdigerweise glaubte ihm Juri Woronzow sofort und ohne Vorbehalte. Nun sah alles anders aus. In seinem Raumschiff befand sich ein Vertreter einer hochentwickelten Zivilisation, der auf unbekannte Weise hereingekommen war.

Jetzt müßte ich etwas Bedeutsames sagen, dachte Juri Woronzow. Doch in seinem Kopf ging alles wirr durcheinander.

Schon mehrmals war Juri Woronzow der Menschheit vorausgeeilt. Er hatte die meisten neuen Raumschiffe getestet, hatte als erster am Pult einer Photonenrakete gesessen und lichtnahe Geschwindigkeiten erreicht. Das gehört zu seinem Beruf, davon verstand er etwas. Nun war er der erste Mensch, dem ein intelligentes außerirdisches Wesen begegnete. Auf dem Gebiet extraterristischer Kontakte war er ein blutiger Laie, doch er durfte eine solche Gelegenheit nicht verstreichen lassen, seine Worte würden in die Annalen der Menschheitsgeschichte eingehen. Ihm fiel nichts Denkwürdiges ein, und er stellte deshalb die erstbeste Frage, die ihm in den Sinn kam.

„Sie sprachen vom Umsteigen. Wie wollen Sie weiterfliegen?"

„Per Anhalter, mit einem Raumschiff, das gerade vorbeikommt", antwortete der Vertreter der fremden Zivilisation.

„Und wohin?"

„Ich werde Ihnen alles erklären, unterbrechen Sie mich nicht. Wir befinden uns im System des Sirius, und in einer Viertelstunde muß ich in ein Raumschiff umsteigen, das mich zum Prokyon bringt, wo ich gerade noch rechtzeitig eine Rakete ins Zentrum der Galaxis erreiche. In dieser Viertelstunde muß ich Ihnen darlegen, wie Sie zur Erde zurückgelangen. Sehen Sie den hellen Stern auf dem linken Monitor? Das ist Ihre Sonne. Im Prinzip könnten Sie mit Höchstgeschwindigkeit direkt hinfliegen, falls Sie es eilig haben. Dabei müßten Sie allerdings einige Meteoritenfelder durchqueren. Ich werde Ihnen erklären, wie man dieses Hindernis umgeht."

„Nicht nötig", entgegnete Juri Woronzow. „Mit den Meteoriten werde ich allein fertig. Sagen Sie mir lieber, wie Sie auf mein Raumschiff gekommen sind."

Der Vertreter der hochentwickelten Zivilisation kicherte.

„Ebenso wie Sie, durch die Tür."

„Und wo ist Ihr eigenes Raumschiff?"

„Ich habe keines."

„Wie sind Sie denn ins Sonnensystem gelangt?"

„Per Anhalter."

„Ich verstehe nicht, was das bedeutet."

„Die Flugbahn einer Expedition tangierte Ihr System, und ich bin mit dem Raumschiff dieser Expedition zu Ihnen gekommen."

„Jetzt ist mir alles klar. Sie sollten das Sonnensystem erforschen, während die anderen weiterflogen."

„So ungefähr."

„Was ist mit der Expedition geschehen? Eine Katastrophe?"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Man hat Sie doch nicht wieder abgeholt!"

„Warum sollte man?"

„Sie gehörten zur Expedition, man konnte Sie nicht einfach Ihrem Schicksal überlassen!"

„Woraus schließen Sie, daß ich zur Expedition gehörte? Man hat mich einfach ein Stückchen mitgenommen. Was hat die Expedition mit mir zu schaffen?"

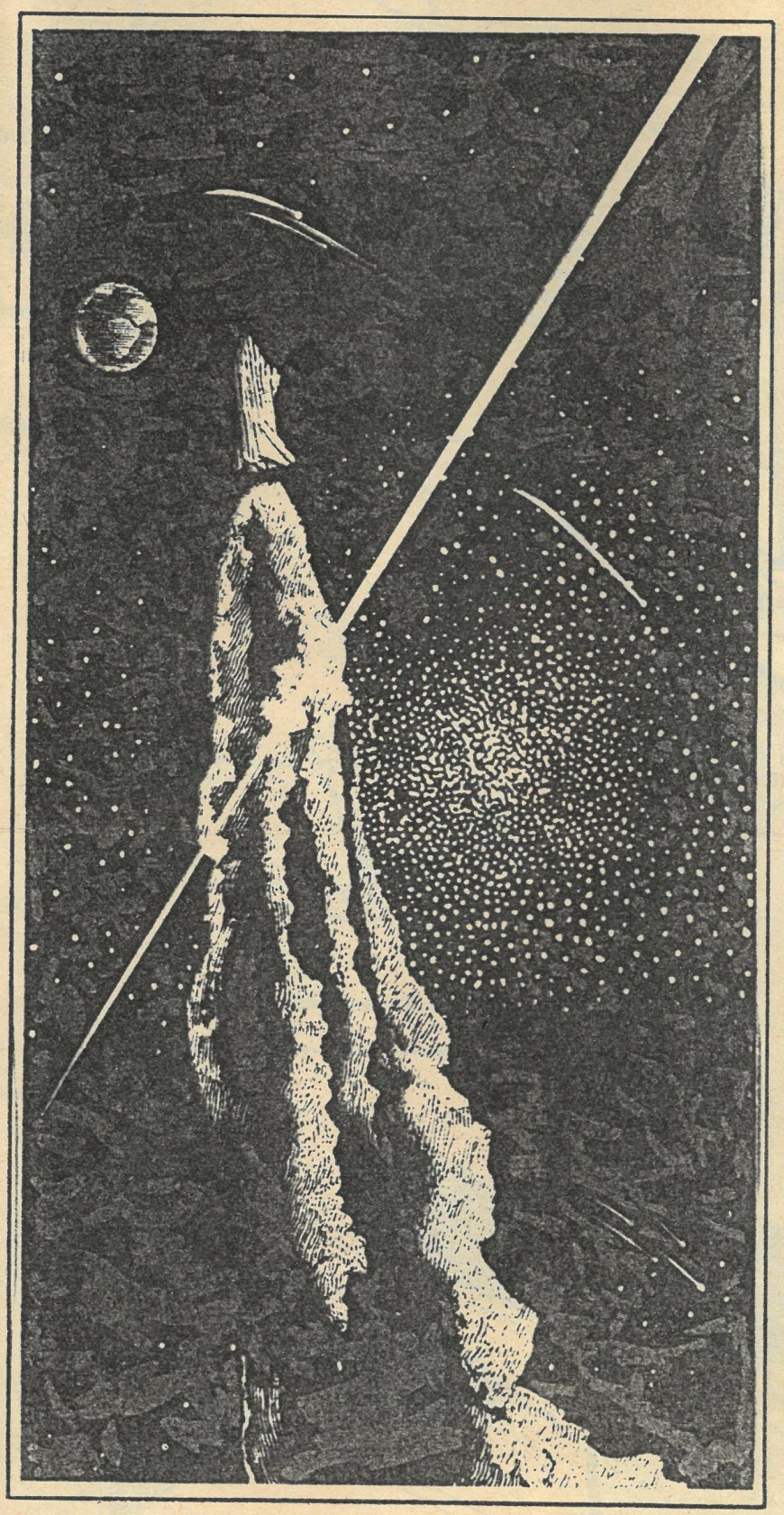
„Verstehe", sagte Juri Woronzow. „Aber warum haben Ihnen diejenigen, die Sie zu uns gesandt haben, keine eigene Rakete gegeben?"

„Mich hat niemand gesandt."

„Warum sind Sie überhaupt zu uns gekommen?"

Der Vertreter der fremden Zivilisation erwiderte: „Das ist nicht mit einem Satz zu beantworten. Erst muß ich Ihnen erläutern, welche Rolle das Reisen im Leben meines Volkes spielt. Wir sind geborene Touristen und können nicht leben ohne die Schönheiten anderer Planeten. Sie, die Erdenbewohner, reisen ebenfalls gern, aber bei uns ist dieses Bedürfnis viel stärker entwickelt. Sie be-

MICHAIL PUCHOW



DER ANHALTER

„Der Mann mit der leeren Pistolentasche", „Das Fenster ins Futurozoikum", „Die Gedächtnismaschine" sind nur einige Titel des SF-Bandes von Michail Puchow, die bereits darauf hindeuten, daß er auch die Zukunft vorwiegend nach der moralischen Verantwortung des Menschen befragt. Der Autor veröffentlichte in Moskau bereits mehrere Erzählbände zur Science-fiction-Thematik, aus denen der Verlag Das Neue Berlin eine Auswahl unter dem Titel „Sternenregen" vorstellt. Die Übersetzung dieser Ausgabe, der wir auch unsere Geschichte entnahmen, besorgte Reinhard Fischer.

Illustration: Gerhard Bunke

schränken sich im wesentlichen auf die Oberfläche Ihres Planeten, der Kosmostourismus wird bei Ihnen nicht gepflegt. Wir brauchen ständigen Planetenwechsel wie Sie die Luft zum Atmen, ein Leben ohne Reisen wäre für uns sinnlos. Daß mich meine Reise zu Ihnen geführt hat, ist mehr oder weniger Zufall. Aber ich bin zufrieden, in Ihrem System gibt es herrliche Ansichten. Die Saturnringe, die Eisfelder des Pluto, die Metallflüsse auf dem Merkur ... Allein die Erde lohnt einen Besuch."

Bisher hatte sich Juri Woronzow sinnvolles Handeln hochentwickelter Zivilisationen etwas anders vorgestellt. Für einen Moment tauchte ein Bild vor seinen Augen auf: dunkle Nacht, von spärlichen Laternen erhellt, und Schmetterlinge flattern von einer Laterne zur anderen. Unter Aufbietung aller Willenskraft verdrängte Juri Woronzow dieses Bild. Man soll nicht übertreiben.

„Sie sind also ins Sonnensystem gekommen, um sich an den Schönheiten unserer Planeten zu ergötzen. Mir ist immer noch unklar, wie Sie heimkehren wollen."

„Sie meinen, wie ich die Reise fortsetzen will?"

„Eben."

„Per Anhalter."

„So ist das also", sagte Juri Woronzow. Das Bild flackerte wieder vor seinen Augen auf. „Ich habe Sie als Anhalter mitgenommen?"

Der Vertreter der hochentwickelten Zivilisation druckste herum, ehe er antwortete: „Strenggenommen, nein. Aber mir blieb keine andere Wahl. Die nächste Rakete wäre frühestens in einigen Jahren vorbeigekommen, und so lange konnte ich nicht warten. Ohne Planetenwechsel wäre ich verkümmert, ja zugrunde gegangen."

„So ist das also", sagte Juri Woronzow nochmals. „Wie haben Sie es zustande gebracht, daß ich gerade hierher fliege?"

„Für solche Zwecke haben wir gewisse Hilfsmittel. Man gibt einfach falsche Signale in die Bordsysteme ein. Seien Sie nicht gekränkt! Die ganze Zeit jagten Sie hinter der Sonne her, in Wirklichkeit flogen Sie zum Sirius. So etwas tun wir natürlich nur im äußersten Notfall, doch ich sah keinen anderen Ausweg."

Juri Woronzow fühlte sich betrogen, aber aus einem anderen Grunde. Der erste Kontakt mit einer außerirdischen Zivilisation müßte etwas Überwältigendes, Heroisches haben. Und nun: Schmetterlinge, Nachtfalter, Kosmoshüpfer.

„Gibt es oft solche Notfälle?"

„Nein, in der Regel vermeiden wir außergewöhnliche Maßnahmen. Bei einer gut ausgewählten Reiseroute kommt es kaum zu Wartezeiten."

„Alles klar. Warum haben Sie keine eigenen Raumschiffe, wenn Sie so gern reisen?"

„Sehen Sie, jede Zivilisation geht ihren Weg. Die unsrige hat keine Beförderungsmittel erfunden, sondern andere Methoden entwickelt. Wir können unsichtbar und schwerelos werden, wir entnehmen die notwendige Energie unmittelbar den Sternen, brauchen also keine Nahrung und keine Luft, und wir verfügen über vorzügliche Hilfsmittel, wie Sie gesehen haben. Wenn Sie außerdem bedenken, daß es im Weltall viele Planetensysteme gibt und fast jedes System eine Zivilisation besitzt, die früher oder später Raumschiffe baut – wozu brauchen wir auch noch welche? Meiner Ansicht nach ist ein eigenes Raumschiff unnötiger Luxus."

„Wie verhalten sich die anderen Zivilisationen, mit deren Raumschiffen Sie reisen, Ihnen gegenüber?"

„Immer freundlich, wir können uns nicht beklagen. Wir stören sie doch nicht."

„Selbst wenn Sie den Kurs ändern?"

„Wie gesagt, das kommt selten vor. Man ist schließlich auch an uns interessiert. Fast jede Zivilisation setzt sich zum Ziel, Kontakte mit anderen intelligenten Wesen aufzunehmen. Wir selbst bieten eine solche Möglichkeit, und der Umgang mit uns ist angenehm. Manchmal geben wir Informationen über andere Planeten oder machen uns anderweitig nützlich. Sie zum Beispiel sind als erster in der Geschichte der Menschheit zu einem anderen Stern geflogen."

„Und habe meine eigentliche Aufgabe nicht erfüllt", wandte Juri Woronzow ein. „Wo liegt hier der Nutzen?"

„Irrtum! Sie sollten das Raumschiff testen, und das haben Sie unter den realen Bedingungen eines interstellaren Fluges getan. Hiervon profitieren alle, zuvörderst die Konstrukteure des Raumschiffs. Den größten Gewinn davon haben Sie jedoch selbst! Schauen Sie sich um, wie schön es hier ist! Beachten Sie das Strahlenspiel der Siriussonnen! Wenn Sie den vierten Planeten besuchen, werden Sie entzückt sein!"

„Sind Sie schon einmal hier gewesen?"

„Natürlich, deshalb muß ich mich so sputen. In fünf Minuten startet das Raumschiff zum Prokyon, und das nächste geht erst in zwei Monaten. Ich könnte nicht so lange Zeit auf einem bekannten System herumhocken."

„Dann will ich Sie nicht aufhalten", sagte Juri Woronzow.

„Ich kann Ihnen etwas über andere Zivilisationen erzählen, wenn Sie wünschen. Mir bleiben noch fünf Minuten."

„Soll ich Sie vielleicht ein Stückchen weiterfliegen?"

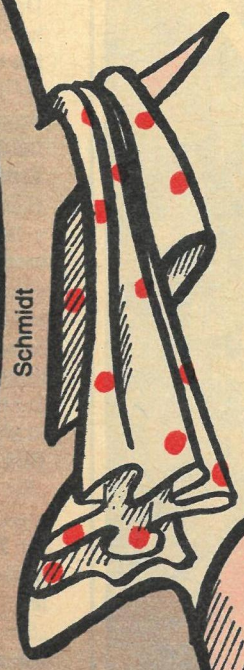
„Herzlichen Dank, nicht nötig. Gleich kommt das Raumschiff zum Prokyon hier vorbei. Ich empfehle nochmals einen Besuch des vierten Planeten. Dort gibt es berauschende Wälder. Leben Sie wohl!"

Der Vertreter der hochentwickelten Zivilisation war lautlos verschwunden. Da fliegt er also per Anhalter zum Prokyon, dachte Juri Woronzow. Ich werde auf die berauschenden Wälder verzichten, den schönen Stern in der Mitte des Monitors ins Auge fassen und das Raumschiff bis zum äußersten beschleunigen. Die Meteoritenfelder brauche ich nicht zu fürchten. Schließlich hat auch Juri Woronzow gewisse Hilfsmittel – eine tadellos funktionierende Steuerung und einen Schutzschirm, der im äußeren Kometengürtel des Sonnensystems getestet worden war.

Maikäfer: Was entschwindet, das wünscht man sich, und man haßt, was sich aufdrängt. Ovid

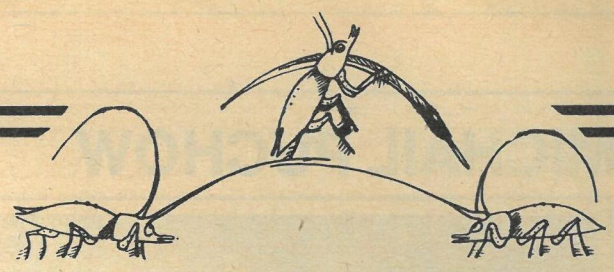
An einem Halm
klettert ein Marienkäferchen
plumps
und fällt in goldgelbe
Butterblumen.
Hilfreich
neigen sich
Tausendschönchen,
Stiefmütterchen machen
ein böses Gesicht.

A. Holz



Schmidt

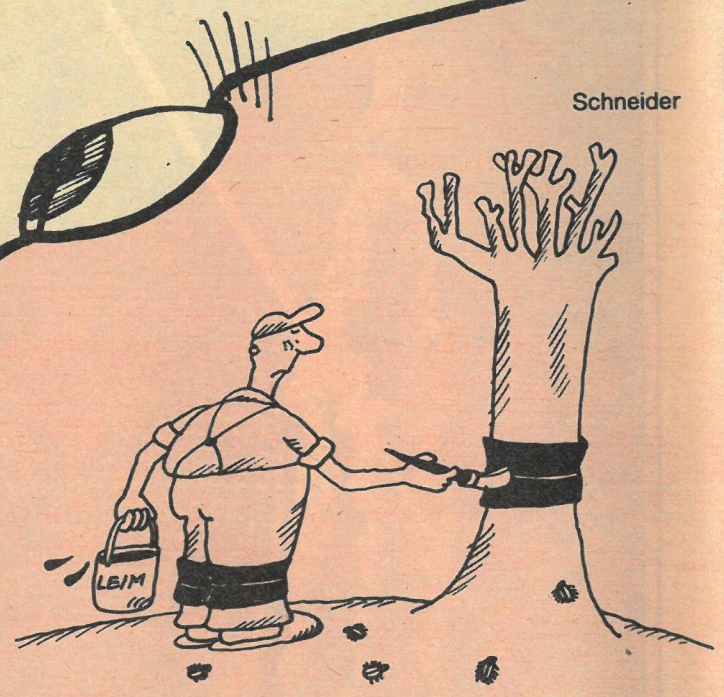
Die schönsten Käfer kommen am frühesten in die Schachtel.
F. H.



Wladimir Lebedjew

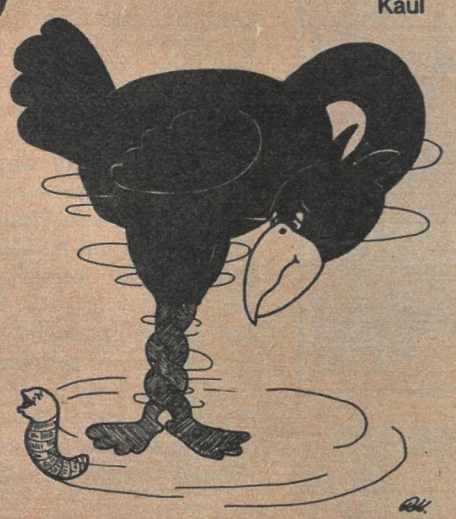
Käfertaktik

Fjodor Waskin lag mit geschlossenen Augen da. Er überlegte, ob er aufstehen sollte oder nicht. ‚Es ist wohl besser, wenn ich noch ein wenig liegenbleibe!' fuhr es ihm durch den Kopf. Von irgendwoher verspürte Fjodor einen leichten Luftzug. Er wälzte sich erst auf die rechte Seite, drehte sich dann auf den Rücken und schließlich auf die linke Seite. Und er



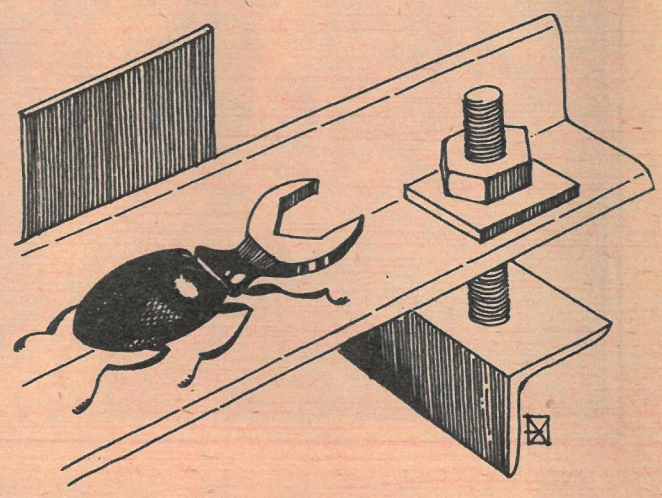
Schneider

Der kleine Tierquäler erwächst zu einem harten… Mann.



Kaul

Die Larve: Schön war ich auch, und das war mein Verderben.



Chachanow, Moskau

Ein Fleißiger findet immer zu tun.

Es gibt den
Mai- und den
Junikäfer.
Wer aber schenkt
uns den Aprilkäfer?
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion)
und Martin Kotsch (Grafik)

Die Tiere haben keine Ärzte; aber sie sind weder blind noch lahm, noch bucklig, noch krummbeinig, und sie haben keine Angst vor der Hölle.

Claude Tillier

2Wochenspruch

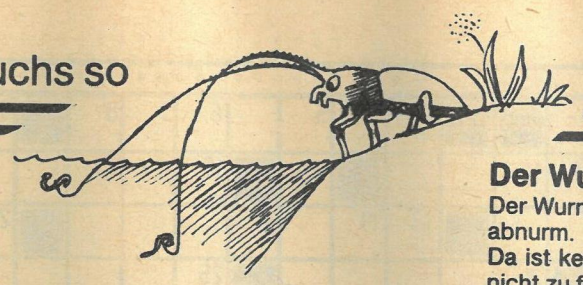
Rüsselkäfer:
Wo was wächst, gleich
ist wer da, der's frißt.

Busch

Mistkäfer: Wenn man nicht gelobt wird, so ist man doch nicht über jedes

Leuchtkäfer: Meine Verwunderung wuchs so schnell wie ein Kürbis. Gorki

kam zu dem Entschluß: ‚Also gut, bleibe ich noch ein wenig liegen. Wieviel Zeit könnte wohl inzwischen vergangen sein?' sann er weiter.
‚Jetzt wird es offensichtlich höchste Zeit! Ich habe mich lange genug ausgeruht! Aber, aber … Nicht gleich überstürzen!' Er reckte die Arme über den Kopf und verzerrte das Gesicht. Dann unternahm Waskin den Versuch, sich zu erheben, doch eine stärkere Kraft hielt den Mann in der Horizontalen fest. Stille umgab ihn.
‚Genug!' sagte er sich entschlossen. ‚Ich muß jetzt endlich aufstehen!'
Eins, zwei und los!…
Da kitzelte etwas in seiner Nase. Waskin nieste und öffnete langsam die Augen.



Über sich gebeugt sah er die Figur des Schiedsrichters, bekleidet mit schwarzem Hemd und schwarzer Hose. „Wie lange wollen Sie sich noch totstellen? Erheben Sie sich endlich! Und ein für alle mal: Es gibt keinen Elfmeter!"

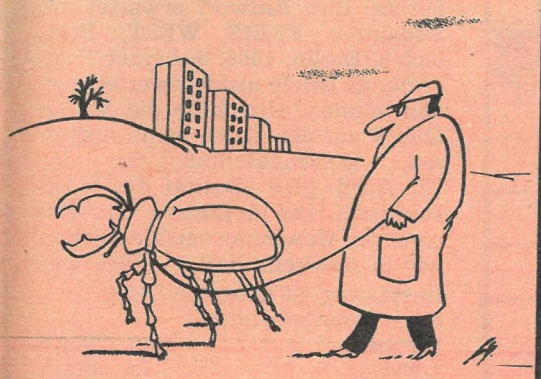
Aus dem Russischen von D. Höhne

Der Wurm

Der Wurm ist an sich
abnurm.
Da ist kein Vorn und kein Hinten
nicht zu finden.
Doch dieses stimmt keinesfalls!
Der Wurm, den ich kenne,
hat ein Köpfchen auf dem Hals.
Und was für eins!
So ein kleins,
drin Augen wie Untertassen,
und manchmal zieht er sogar Grimassen,
dann wieder, mein Junge,
schnalzt er genüßlich mit der Zunge.
Dies geschieht meist,
wenn er sich vorwärtsbaggert
durch den fettesten Kompost,
obgleich – nachher –
erscheint er natürlich abgerackert,
will sagen, das heißt –
ich sah ihn schon lange nicht mehr.
Die Amsel, so stand es im Würmerblatt,
hat ihn verspeist.
Tja, er war halt zu dreist!
Wie konnte er sich – nach der Arbeit – verwegen,
in die Sonne legen!
Kurt Steiniger

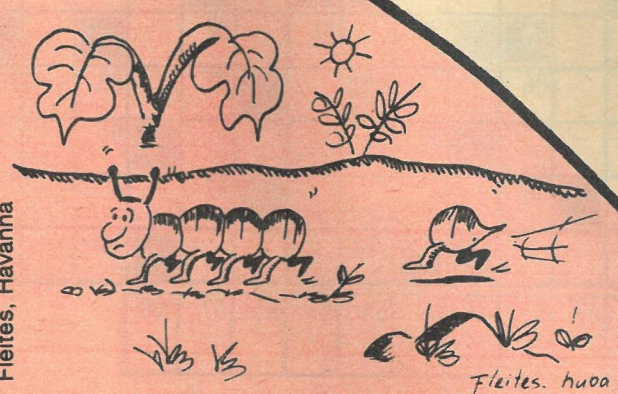
Hirschkäfer: Mit einem Hirsch kann sich kein Igel messen. Ossetisch

Worobjow, Siauliai



Alles Leben ist Annäherung.

He, wartet auf mich!

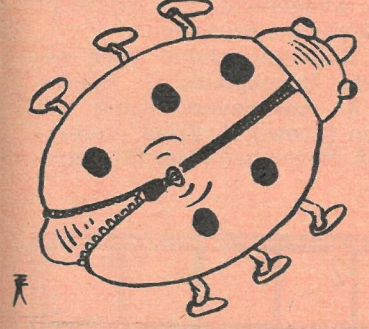


Fleites, Havanna

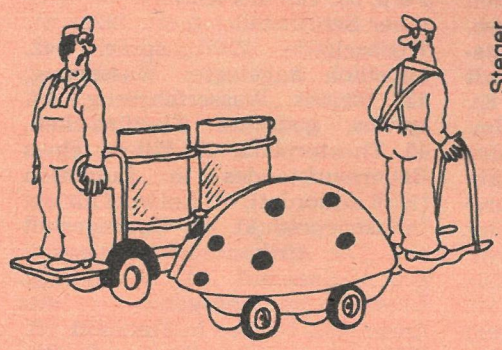
Süßer Käfer

Denn auch dies scheint ein
ungeschriebenes Gesetz der
Naturliebe zu sein, daß man
sie zur Schau tragen muß.
Ehm Welk

Koch



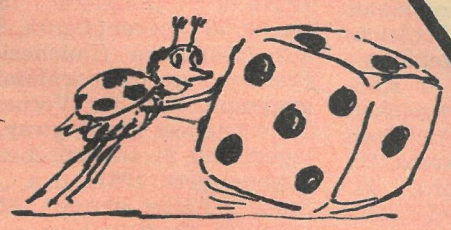
Wann soll man denn lustig
sein, wenn nicht, solange
man noch ledig ist?



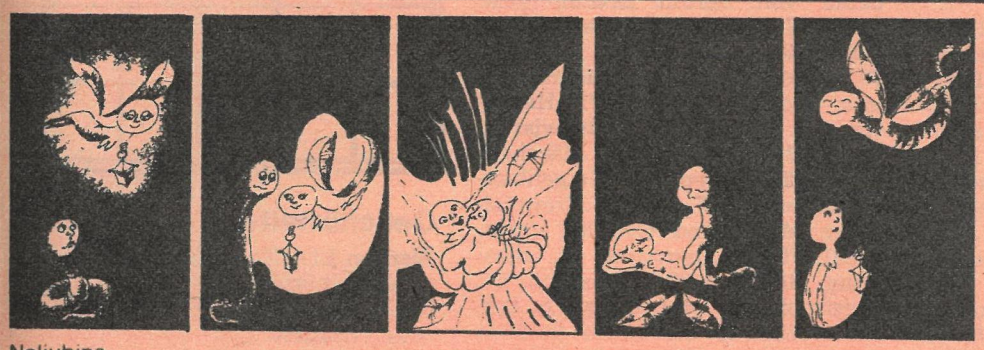
Steger

Ich bin lange genug Ameise gefahren.

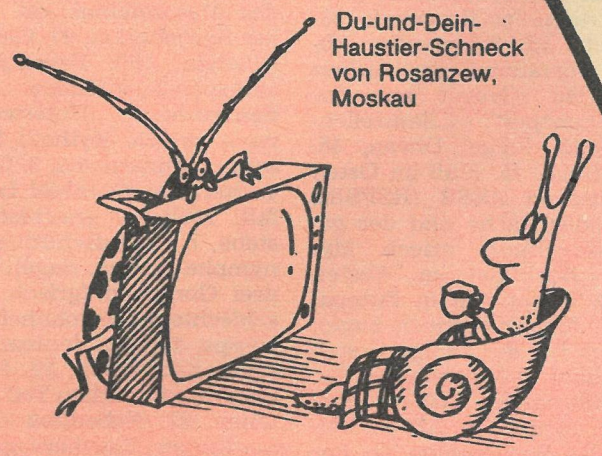
Dörck



Laufkäfer
Je furchtsamer
das Tier,
je schneller
läuft es.



Neljubina



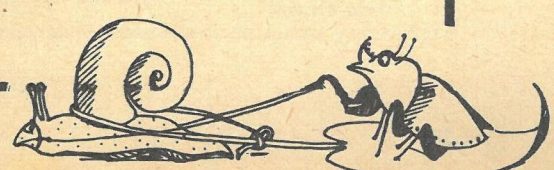
Du-und-Dein-
Haustier-Schneck
von Rosanzew,
Moskau

Was ein Sommertag gibt, gibt keine Winterwoche. bulgarisch

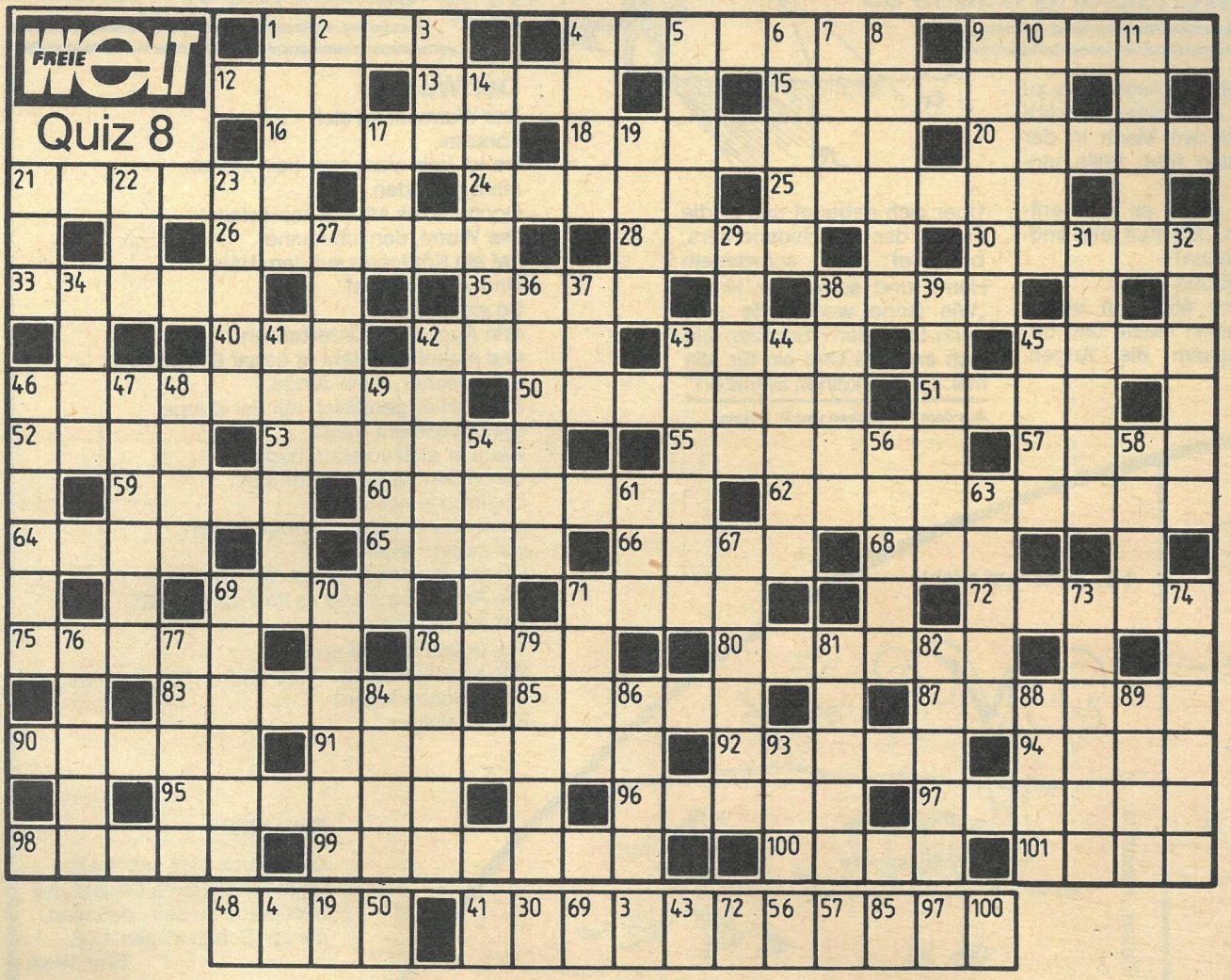
Frau Tausendfuß heut Wäsche hat,
das sind grad tausend Socken.
Auf einem Ebereschenblatt
bläst sie ein Windchen trocken.
Tausend Socken sind recht viel.
Tausend Socken sind kein Spiel.
Alle sagen: Tausend Gruß,
so fleißig heut, Frau Tausendfuß?
Peter Hacks

Pillendreher

Genug ist genug,
zuviel ist böses Spiel.



Lob erhaben. **Borkenkäfer:** Kultiviere deine Eigenschaften! Goethe



48 4 19 50 41 30 69 3 43 72 56 57 85 97 100

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. fadenförmiges Horngebilde, 4. internationaler Flughafen in Moskau, 9. Schleichkatze, 12. Zeichen, 13. Angehöriger eines iranischen Volkes in Kaukasien, 15. Handels-, Warenzeichen (Mz.), 16. Titelgestalt bei Andersen Nexö, 18. kleiner Meereskrebs, 20. Röstvorrichtung (Fachspr.), 21. Blütenstand, 24. Kopfbedeckung altpersischer Könige, 25. Überzug aus Zuckerguß, 26. Geist, Witz, 28. Gattung der Blattschneideameisen, 30. Abbauraum im Bergwerk, 33. Schandfleck, 35. Widerwille, Abscheu, 38. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 40. Gestalt aus der „Dreigroschenoper", 42.Baustellengroßgerät, 43. Liege, Diwan, 45. Fingerschmuck, 46. Fluß im Osten der Jakutischen ASSR (RSFSR), 50. Göttin der Rache und der gerechten Vergeltung (griech. Mythol.), 51. Hochland im Westen Asiens, 52. Hauptstadt in Europa, 53. schöner Jüngling (griech. Sage), 55. Vorstufe bei der Indigoherstellung, 57. Stadt in Mauretanien, 59. starke Leine, Strick, 60. Kosmonaut, erster Mensch im All, 62. Heldenstadt der Sowjetunion an der Ostsee, 64. Schwertlilie, 65. harter, spröder Werkstoff, 66. Nebenfluß des Amazonas (Brasilien), 68. Angehöriger eines Göttergeschlechts (german. Mythol.), 69. Landwirtschaftsgerät, 71. Nebenfluß der Elbe (Bez. Magdeburg), 72. Schriftsteller von Dramen und Komödien zu Gegenwartsproblemen (geb. 1928), u. a. „Pandora", 75. Amtstracht, 78. Sporenpflanze, 80. Stadt auf Neuguinea (Indonesien), 83. Frauenname, 85. nachlässige Umgangssprache, 87. Vorname des Schriftstellers Hemingway, 90. Ablagegestell, 91. sowjetischer Filmregisseur (gest. 1981), u. a. „Wie der Stahl gehärtet wurde", 92. Fechtwaffe, 94. Stadt im Westen der Türkei, 95. Nachtschattengewächs, 96. Flaumfeder, 97. jüngstes System des Mesozoikums, 98. Begründer der Sowjetunion, 99. Gefäß zur Destillation, 100. Frauenname, 101. alte spanische Münze.

Senkrecht: 1. Unterwelt, Totenreich (griech. Mythol.), 2. orientalischer Männername, 3. Grundfarbe, 4. Stern im Sternbild Leier, 5. Abfall, Müll, 6. griechischer Buchstabe, 7. Erdaufschüttung, 8. Bergnymphe (griech. Sage), 9. eine der drei Gorgonen (griech. Sage), 10. schlechte Angewohnheit, 11. Elitetruppe, 14. Hunderasse, 17. spanischer Küstenfluß, 19. Name eines Sees im asiatischen Teil der Sowjetunion, 21. Nebenfluß des Ob, 22. nordischer Tauchervogel, 23. Beweisstück, 27. Sport- und Nutztier, 29. militärische Begleitmannschaft (ß = ss), 31. Männername, 32. Hauptstadt eines arabischen Staates, 34. Begründer der tadshikisch-sowjetischen Prosa (gest. 1954), 36. Bundesstaat der USA, 37. Fluß in Peru, 38. Teil des Klaviers, 39. lettischer Schriftsteller (gest. 1929), 41. Wechselrede, Zwiegespräch, 42. künstlich angelegter Wasserweg, 43. kleines Wasserfahrzeug, 44. spitzes, gotisches Ziertürmchen, 45. Theaterplatz, 46. Führer eines Bauernaufstandes in Bulgarien (1280 ermordet), 47. Entwurf für ein Industrieprodukt, 48. Operngestalt aus „Die Afrikanerin", 49. bauchiges Hanseschiff, 54. Urwald im Überschwemmungsgebiet des Amazonas, 56. See in Finnland, 58. Währungseinheit in Europa, 61. Höhenzug an der Weser (BRD). 63. Bühnenbildner, langjähriger Mitarbeiter von Bertolt Brecht (gest. 1962), 67. Stadt in China am Chang Jiang, 69. Mustergewicht, Eichmaß, 70. Autor des Jugendbuches „Timur und sein Trupp", 71. Hauptstadt in Europa, 73. Naturwissenschaft, 74. Reitersitz, 76. Märchenwesen, 77. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 78. französischer Maler und Grafiker (gest. 1883), 79. Männername, 81. Rundung, Biegung, 82. Lachsfisch, 84. Musikzeichen, 86. französisch: Beistand, Hilfe, 88. Untiefe, 89. Stadt in der Litauischen Sowjetrepublik, 93. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts.

Dem Erbe der großen russischen Komponisten verpflichtet, gab und gibt es Komponisten, die das Musikschaffen in der Sowjetunion wesentlich bereicherten. Mit unserem heutigen Rätsel-Quiz suchen wir einen dieser Komponisten (Vor- und Familienname), der im Januar 1978 verstarb. Er widmete sich vor allem dem musikalischen Bühnenschaffen und hatte einen besonderen Anteil an der Entwicklung der sowjetischen Oper. Eindrucksvolles Beispiel dafür ist seine Volksoper „Der stille Don", die er nach dem gleichnamigen Roman von Michail Scholochow schuf.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 8 auf der Karte nicht vergessen. Einsendeschluß ist der 27. April 1988 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 11/1988. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Magisches Quadrat

Wörter folgender Bedeutung sind jeweils waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. in Holz gestochene oder geschnitzte Druckplatte, 2. Speisefisch, 3. Aussetzvorrichtung auf Schiffen (Seew.), 4. Erlaß, Verordnung, 5. Bewohner einer Sowjetrepublik.

1	2	3	4	5
2				
3				
4				
5				

Geschütteltes

Werden EHRE und KRIM gemeinsam geschüttelt,
ist ein mehrfach zu singendes Liedende ermittelt.

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine – durch einen Schüttgutbehälter blockierte – Stürmeraufstellung beim Rugby-Einwurf.

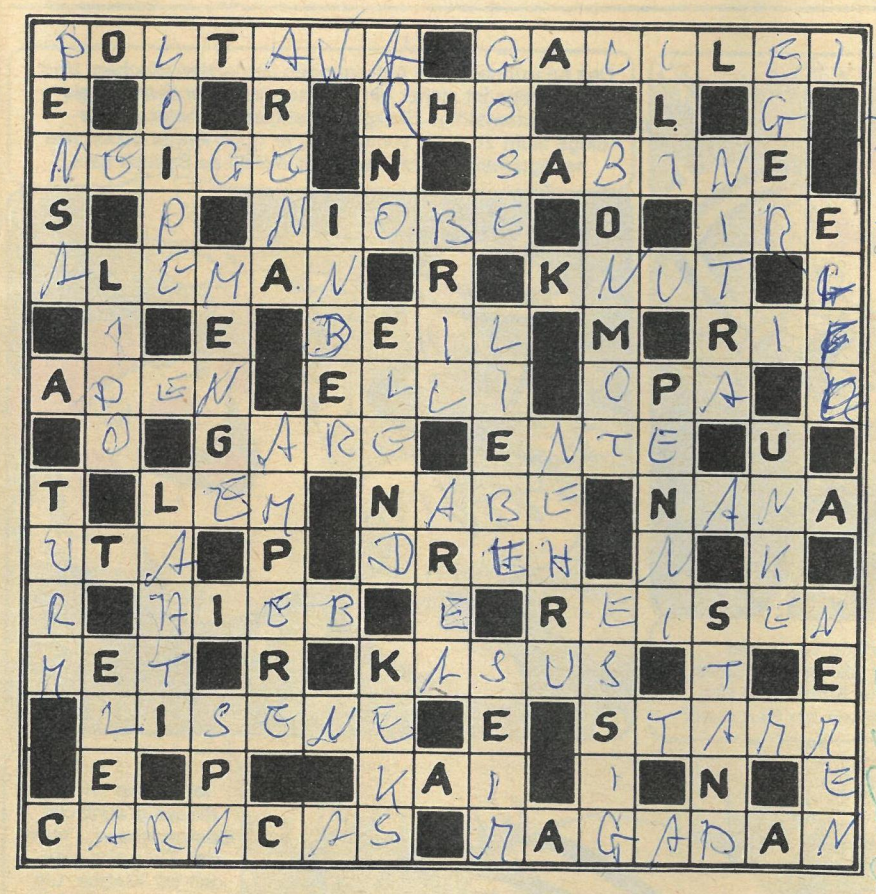
Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Leserforum: Ingrid Buchholz
Tel.: 2 44 27 07

Bild: Alfred Paszkowiak
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geltner, Volkmar Billeb,
Bernd Siegmund



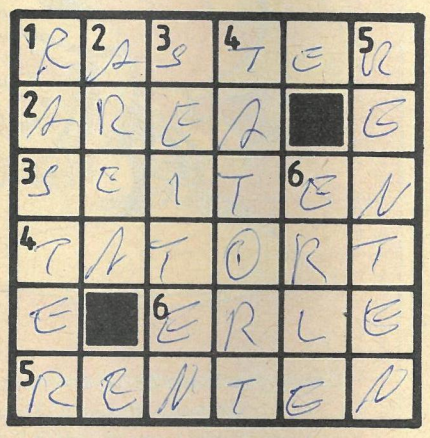
Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Hauptstadt der VDR Jemen, 2. spanischer Schriftsteller (gest. um 1614), u. a. „Guzmán de Alfarache", 3. SI-Basiseinheit der elektrischen Stromstärke, 4. latein.: Fläche, 5. Wettkampfstätte, 6. Fluß in Mittelitalien, 7. Spaltwerkzeug, 8. geistreiches Witzwort, 9. flämischer Maler (gest. 1626), 10. Hauptstadt der Republik Venezuela, 11. Kniff, Trick, 12. Weinanbaustadt im Norden Ungarns, 13. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule in Unteritalien, 14. Erholungsort im Harz, 15. weiblicher Naturgeist im Märchen, 16. Frauenname (Verkleinerungsf.), 17. Schwimmvogel, 18. Speisewürze, 19. günstigster Zustand des Kulturbodens, 20. italienischer Naturwissenschaftler (gest. 1642), 21. obergäriges Bier, 22. starker Schlag, 23. Fluß in Mittelasien, 24. russisch-sowjetische Lyrikerin und Erzählerin (gest. 1972), 25. Nordwesteuropäer, 26. befestigtes Hafenufer, 27. Fall, Vorkommnis, 28. lagerfähiges Kleingebäck, 29. Männername, 30. Stadt in Finnland, 31. polnischer Autor utopischer Literatur, 32. Inselnehrung, besonders bei Venedig, 33. innige Zuneigung, 34. hervortretender Mauerstreifen, 35. im Skisport markierte Langlaufspur, 36. Gebietszentrum im Fernen Osten (am Ochotskischen Meer), 37. Grundbegriff der Mathematik, 38. Honiggetränk, 39. Titel eines Romans von Emile Zola, 40. Mittelhülse von Rädern, 41. indischer Staatsmann (gest. 1964), 42. Flüssigkeitsrest, 43. Fluß im Westen der Sowjetunion, 44. in der griechischen Sage kinderreiche Mutter, die die Götter herausforderte, 45. Kreisstadt in der ČSSR, 46. Großvater, 47. Münzeinheit in Finnland, 48. Gebietszentrum im Wolgagebiet (an der Sura), 49. Stadt in der Ukrainischen SSR, 50. Urlaubsfahrt (Mz.), 51. griechischer Buchstabe, 52. Gebirge in Marokko, 53. Frauenname, 54. dikker Saft, 55. Badeort in Belgien, 56. Teil des Baumes, 57. Verkaufsstelle auf dem Markt, 58. Schachfigur, 59. Froschlurch, 60. Skulptur im Naumburger Dom.

Vom Kern zum Wort

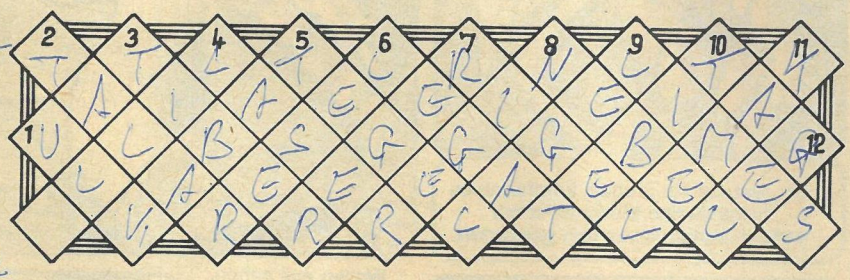
1	M	A	R	G	E	R	
2	A	G	I	T	A	T	
3	M	A	R	A			
4	A	P	P	E	N	Z	
5	R	E	D	A	K	T	
6	E	L	E	K	T	R	O
7	N	E	U	R	O	L	O
8	K	A	R	T			
9	O	R	C	H	E	S	T

1. Talerblume, Korbblütler, 2. Methode zur politischen Bewußtseinsbildung, 3. hochrückiger Karpfenfisch Eurasiens, 4. Ort und Kanton in der Schweiz, 5. Fachmitarbeiter bei Presse, Buchverlag, Funk oder Fernsehen, 6. Ein- oder Austrittsstelle für elektrische Ladungen, 7. Nervenarzt, 8. Grundnahrungsmittel, 9. Gesamtheit der Instrumente und der Instrumentalisten einer Musikkapelle.
Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben – von oben nach unten gelesen – den Namen eines bekannten sowjetischen Pädagogen.



Magische Figur

Wörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:
1. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 2. lateinisch: Fläche, 3. die zum Buch zusammengefügten bedruckten Blätter, 4. bestimmte Stelle, an der eine verbrecherische Handlung begangen wird, 5. aus der Sozialversicherung gezahlte Geldbeträge, 6. Laubbaum.



Schräge Reihen

Von der Zahl nach rechts unten: 1. derber Spaß, 2. Amtstracht, 3. mittelitalien. Fluß, 4. Lichtwellenverstärker, 5. kalkreicher Ton, 6. Vermächtnis, 7. Stern im Sternbild Orion, 8. Witterungserscheinung, 9. altrömischer Grenzwall, 10. Teil der Woche.

Von der Zahl nach links unten: 3. Niederschlag, 4. Stadt in Nordfrankreich, 5. nikotinhaltiges Genußmittel, 6. Zeitungsbezieher, 7. deutscher Komponist (gest. 1916), 8. afrikan. Strom, 9. Schauspielerin der DDR, 10. zu China gehörendes Hochland, 11. Trampeltier, 12. gallertartige Masse.

Auflösungen aus Heft 7/1988

Kreuzgitter. Waagerecht: Lorbeer (53), Elastik (22), Ohren (58), Ebert (12), Nikosia (26), Degen (35), Knabe (79), Erato (2), Raabe (63), Nele (18), Rhein (49), Stan (46), Spule (82), Erk (27), Rigi (38), Don (16), Ekel (78), Niete (21), Nase (32), KamAS (6), Rederei (50), Kandare (25), Ikebana (13), Peene (7), Tera (36), Blatt (73), Ster (29), Nil (45), Inch (52), Nea (64), Umiak (57), Take (72), Satin (61), Epik (41), Amara (3), Kante (77), Motto (55), Atlas (66), Bandage (10), Jubel (81), Desna (43), Ressort (74), Niloten (33).
Senkrecht: London (8), Riegel (44), Elena (68), Rotkohl (15), Ernani (31), Leib (19), Anker (4), Testat (80), Kragen (71), Beresina (60), Truhe (24), Askese (42), Bake (62), Erika (54), Eede (67), Nenner (28), Kerbe (17), Leite (11), Iskar (69), Tana (47), Adept (9), Klips (75), Miete (23), Raul (40), Ananas (30), Berner (14), Etikette (1), Nicki (83), Blut (37), Anina (59), Team (51), Mikojan (20), Tauber (76), Kaunas (65), Attest (34), Pellet (56), Kasten (70), Amado (48), Nabel (39), Oger (5).

Kreuzworträtsel ohne Blindfelder. Waagerecht: 1. Lieger (B), 2. Ovid (E, G), 3. Logger (B), 4. Saale (F, H), 5. Hose (A, C, D), 6. Amore (F, H), 7. Erkel (A, C), 8. Trog (E, F, H), 9. Eloge (A, C), 10. Alinea (G), 11. Isis (B, D), 12. Stimme (G).
Senkrecht: A Moos, Aus, B Admiral, C Lila, Ili, D Idol, Regen, E Geher, Leim, F Gig, Oase, G Eisberg, H Rur, Emse.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Koma, 3. Muse, 5. Karate, 7. Legende, 8. Salome, 9. Termite, 12. Reger, 13. Nele.
Senkrecht: 1. Koka, 2. Mara, 4. Sekunde, 6. Telemeter, 8. Satire, 10. Mine, 11. Tele.
Einer fehlt: Ra(s)te – Se(i)te – Po(l)len – Er(b)en – Ri(e)gel – Bo(r)te – Silber.

Um die Ecke gedacht: Feuerstein

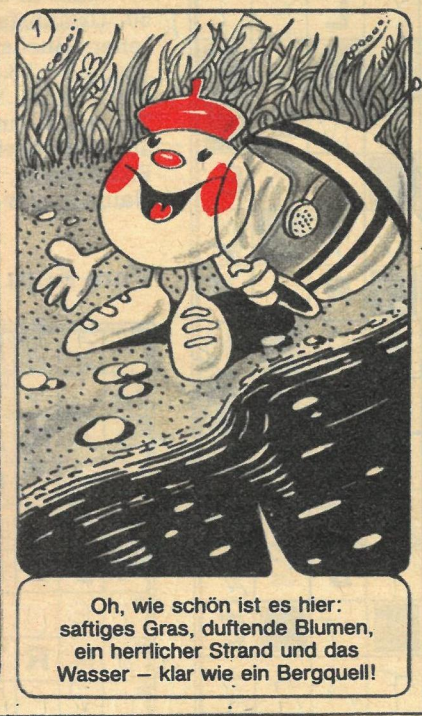
Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 5)

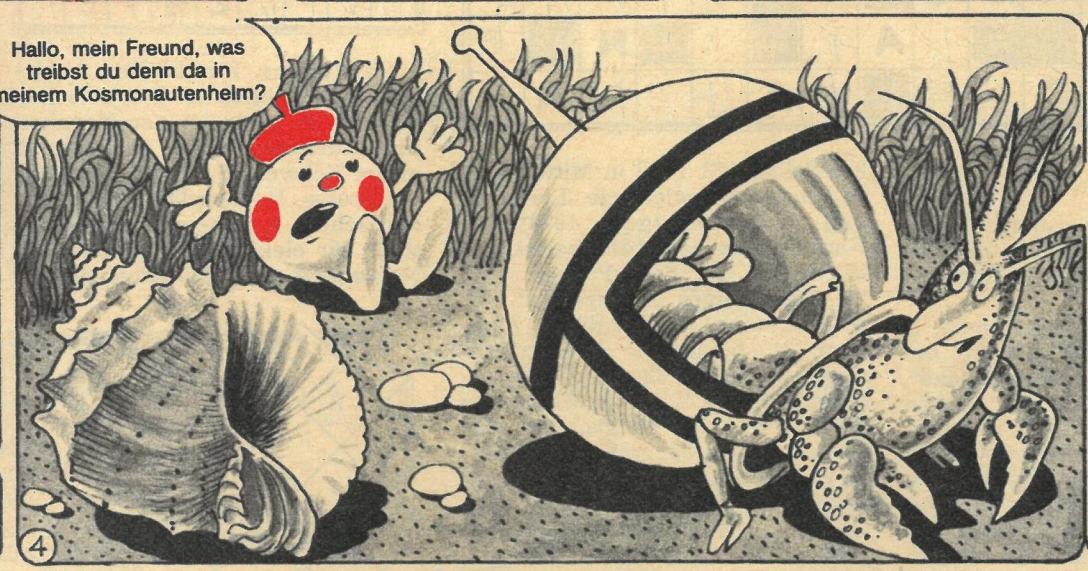
Waagerecht: 1. Jähn, 3. Ewenke, 7. Tube, 11. Dido, 12. Atlas, 13. Laub, 14. Rhin, 16. Elista, 18. Tute, 19. Magadan, 21. Kanin, 23. Gas, 24. area, 27. Asen, 29. Natur, 33. Garant, 36. Igel, 38. Ines, 40. Liebig, 41. Ulan, 43. Nadir, 44. Stutzen, 46. Marengo, 49. Tantal, 52. Roma, 54. Erie, 55. Arie, 57. Flakon, 60. Enkelin, 62. Trester, 63. Itala, 65. Bari, 67. Remise, 68. Elbe, 70. Asta, 71. Toledo, 76. Lasur, 79. Raab, 81. Eire, 84. Air, 85. Sonne, 87. Brosche, 88. Mode, 89. Parade, 90. Maar, 91. Romm, 92. Etmal, 93. Elfe, 94. Ivans, 95. Ahle, 96. Stulle, 97. Eton.
Senkrecht: 1. Jordan, 2. Heine, 3. Eden, 4. Wolin, 5. Kattun, 6. Eta, 7. Tatar, 8. Usus, 9. Elea, 10. Jute, 15. Hast, 17. Ina, 19. Mig, 20. Gur, 22. Arena, 25. Rabat, 26. Angel, 28. Nil, 30. Tiegel, 31. Ren, 32. Lira, 34. Artel, 35. Artek, 37. Gama, 39. Saar, 40. Liter, 41. UNO, 42. Werk, 45. Ernte, 47. Rennes, 48. Niet, 50. Nasal, 51. Abend, 53. Mole, 55. Anat, 56. ITI, 57. Farce, 58. Ammer, 59. Oise, 61. Ibsen, 64. All, 66. rar, 69. Basalt, 71. Tara, 72. Oborin, 73. Eichel, 74. Odessa, 75. Miete, 77. USA, 78. Rodel, 80. Abart, 82. Igor, 83. Emma, 84. Adel, 86. Nele, 89. Pas.
Lösung: Nowaja Semlja
Es gewannen:

1. Preis:
100,– M Norbert Ferdinand, Berlin, 1142
2. Preis:
75,– M Edith Buck, Berlin, 1122
3. Preis:
50,– M Simone Niemand, Ossendorf, 1221
4.–8. Preis:
je 25,– M Dieter Mai, Königsbrück, 8293; Erna Schwab, Taupadel, 6521; Peter Rabowsky, Riesa, 8400; Fredy Pohle, Berlin, 1185; Marion Blaha, Wüstenbrand, 9274.

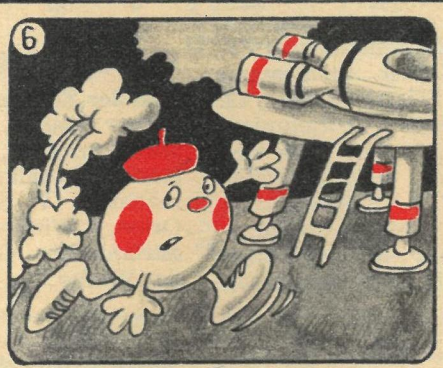
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

KINDERSERIE ★ Kolobok bei den Sternbildern 11





Wollen mal sehen, ob er auch einen Nerv für irdische Musik hat. Eile ist geboten, sonst richtet sich der Bursche gleich häuslich ein und macht mir mit seinen Scheren noch den Helm kaputt. Ohne Kosmonautenhelm aber kann ich nicht starten, müßte für immer hierbleiben.



Der Mann auf der Brücke

Fortsetzung von Seite 3

Gegenwärtig gibt es im Ostseebezirk 330 372 DSF-Mitglieder, organisiert in 2444 Grundeinheiten sowie 1359 Abteilungsgruppen. Und in Eckard Moecks Kalender häufen sich die DSF-Termine: Besprechung im Bezirksvorstand auf der Klopstockstraße mit Heinz Kuhrig, dem Vizepräsidenten, und Günther Siegler, dem Bezirkssekretär. Teilnahme an der Kreisdelegiertenkonferenz in Stralsund. Vorbereitung auf die Bezirksdelegiertenkonferenz…

Der Einbaum

„Mich hat die Freundschaft zur Sowjetunion im guten Sinne ein Leben lang verfolgt", sagt er lachend. „In jüngeren Jahren unternahm ich mit meiner Frau viele Touristenreisen in die Sowjetunion, um Land und Leute kennenzulernen. Später, bei meiner Arbeit auf der Warnowwerft, gab es natürlich auch vielerlei Kontakte zum Hauptkunden Sowjetunion. Und heute? Unsere Hochschule braucht wissenschaftlichen Meinungsstreit. Mit wem sollen wir ihn austragen? In der DDR gibt es keine gleichartige Einrichtung. So sind denn unsere Partner und Freunde die Wissenschaftler und Studenten in Odessa, in Leningrad, wo ich übrigens '57 als Rostocker Student mein Praktikum absolvierte, und in unserer Partnerstadt Riga." Dorthin ist er noch nie geflogen. Er erreichte die Stadt stets auf dem Wasserweg. Meist auf der „Störtebeker". „Vom letzten Besuch brachten wir ein ziemlich ungewöhnliches Geschenk mit. Einen etwa acht Meter langen Einbaum, den Rigaer Studenten auf einer Ausbildungsfahrt aus dem Indischen Ozean gefischt hatten. Eine wertvolle Bereicherung unserer Sammlung maritimer Unikate."

Später, im vollbesetzten Studentenklub, weist er mich auf ein weiteres hin: einen ovalen Tisch aus dem Jahre 1914, der früher in einer Rostocker Kneipe stand. Am Rand der Platte rundum Schildchen aus mattem Metall, auf denen sich Fahrensleute von einst mit ihren Namen verewigten. Ich verstehe nichts von alten Tischen. „Um den beneidet uns das Schiffahrtmuseum", sagt er überzeugt, der mit seinem Ralf und mir „auf ein Bier" hergekommen ist. Bei schummrigem Licht klönen Studenten im niedrigen, langgestreckten Raum; in der Mehrzahl gestandene junge Männer, viele verheiratet, manche schon Väter. Unser Auftauchen zu später Stunde – es ist immerhin bereits nach zehn – erregt keine besondere Aufmerksamkeit. „Ich würde unsicher, wenn es anders wäre", gesteht der Professor. Es ist ziemlich laut. Ihn stört das nicht. „So unter jungen Leuten fühle ich mich richtig wohl." Er greift zum Glas. Ich proste ihm zu und muß an Bemerkungen von ihm denken, die mir Stunden vorher des Notierens wert schienen:

„Wir brauchen keine revolutionäre Hektik, wir brauchen eine gewisse Souveränität, die wir uns doch durchaus leisten können. Was haben wir nicht schon alles erreicht, was nicht alles schon geschaffen. Beispielsweise eine eigene leistungsstarke Mikroelektronik…"

Dazu paßt ein Honecker-Satz: Wir haben keinen Grund, das Wort Erfolg aus unserem Sprachschatz zu streichen.

Faisal

Vorgesetzte, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen, sind noch immer selten. Ich bin fast sicher, daß der Warnemünder Rektor zu ihnen gehört. Zumindest viele Studenten mögen ihn. „Gut, wenn alle so wären wie Professor Moeck", sagt einer, klein von Wuchs, dunkel und sehr lebhaft. „Ein prima Mensch", ergänzt er in prima Deutsch, das er in Nordhausen lernte, an der dortigen Zweigstelle des Leipziger Herder-Instituts. Der 25jährige stammt aus einer kinderreichen Familie und kommt aus einem Mittelmeerland mit einer uralten Kultur, Universitäten und Hochschulen, einer eigenen kleinen Flotte – aber keiner Ausbildungsmöglichkeit für Schiffsoffiziere. Faisal Darwich, der von seinem Rektor spricht wie von seinem Vater, mit Achtung und Wärme, ist Syrer. Er studiert Schiffselektronik, ist bereits im achten Semester, wird also bald schon Funkoffizier sein.

Ob noch andere Ausländer in Warnemünde studieren? Faisal nickt. „Noch drei Landsleute von mir und…" Er überlegt, dann zählt er Länder auf: „ČSSR, Polen, Jemenitische Arabische Republik, Kuba, Ägypten, Österreich, Bulgarien, Irak… Auch ausländische Doktoranden sind hier, weil unsere Seefahrtshochschule" – unsere sagt er ganz selbstverständlich – „zu den wenigen in der Welt gehört, die Promotionsrecht haben."

Halali

Noch bevor Eckard Moeck Schiffsmaschinenbau zu studieren begann, war er aus Hagenow, wo seine Eltern unserer neuen Schule auf die Beine geholfen hatten, mit ihnen und den Geschwistern nach Kühlungsborn gekommen. Hier fand er die Ostsee und die Frau fürs Leben. Beide sind seine große Liebe geblieben. Erika war zunächst nicht mehr für ihn als das Mädchen aus der gleichen Oberschule. Erst bei gemeinsamer Arbeit im Jugendverband entdeckten sie gemeinsame Interessen, kamen sich näher beim Wirbel in der Volkstanzgruppe…

Erika und Eckard Moeck feierten vor vier Jahren Silberhochzeit. Sie – heute Dozentin der Rostocker Universität – hatte einst wie er Schiffsmaschinenbau studiert. „Vielleicht war es das Vorbild meiner Schwiegereltern", meint sie. „Die hatten auch den gleichen Beruf, waren beide Lehrer…"

„Er ist ein regelrechtes Arbeitspferd." Der das sagt, muß es wissen. Sie kennen sich lange, Willi und er; Dr. Willi Koch, der Hochschulparteisekretär. Auch Arbeitspferde brauchen Pausen. Was macht Moeck in knappen Freizeitstunden? Ob er denn trotz aller Belastungen manchmal auch im Haushalt helfe? Seine Frau bejahte ohne Zögern. Wichtiger indessen erscheint mir, daß die Moecks ein Premierenanrecht fürs Volkstheater haben. „Mein eigentliches Hobby aber", wirft er ein, „ist die Jagd. Ich ging schon in den fünfziger Jahren mit meinem Vater auf Pirsch. Und ich kenne den Unterschied zwischen einem Schießer und einem Jäger." Sein Revier liegt im Kreis Doberan. „Und wenn er mal Böcke schießt", meint Willi Koch augenzwinkernd, „dann meist nur dort."

Horst Goldschmidt (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Zusatzfoto: Harry Arnold

Ein Beruf mit Zugkraft bei der Deutschen Reichsbahn

Täglich nehmen einige hunderttausend Reisende die Leistungen der Deutschen Reichsbahn in Anspruch und täglich rollt der Güterverkehr.
Ständig werden Streckenabschnitte modernisiert, Lokomotiven neuester Konstruktion in den Dienst gestellt und somit Grundlagen geschaffen, die wachsenden Verkehrsaufgaben zu bewältigen.

Aber hierzu werden dringend Eisenbahner benötigt:

- **Lokomotivführer**
- **Rangierer**
- **Rangierleiter**
- **Stellwerkswärter**
- **Wagenmeister**
- **Facharbeiter für Eisenbahnbau**
- **Tiefbaufacharbeiter**
- **Gleisbaumaschinisten**

Die Deutsche Reichsbahn bietet:

- Gute Verdienstmöglichkeiten mit zusätzlichen Prämien für Schicht-, Nacht- und Wochenendarbeit
- Jahresendprämie
- Belohnung für längere Dienstzeit bis zu 8 % des Bruttoeinkommens der letzten 12 Monate bereits nach drei Arbeitsjahren
- Freifahrscheine innerhalb der DDR und für das sozialistische Ausland (auch für Familienangehörige)
- Vielfältige Sozialleistungen in betriebseigenen Ferienheimen und Betriebsambulatorien
- günstige Renten

Die Reichsbahndirektionen, Abt. Kader und Bildung, nehmen Ihre Anfragen und Bewerbungen gern entgegen:

Berlin Wilhelm-Pieck-Straße 142, Berlin 1054
Cottbus Schillerstraße 21/22, Cottbus 7500
Dresden Ammonstraße 8, Dresden 8010
Erfurt Bahnhofstraße 23, Erfurt 5020
Greifswald Johann-Stelling-Straße 30, Greifswald 2200
Halle Ernst-Kamieth-Straße 2, Halle 4020
Magdeburg Materlikstraße 1/10, Magdeburg 3010
Schwerin Herbert-Warnke-Straße 15/17, Schwerin 2700

Reichsbahnbaudirektion Berlin
Schadowstraße 12–13, Berlin 1086
Auskünfte erteilen auch die Leiter der örtlichen Dienststellen der Deutschen Reichsbahn.

Reg.-Nr. 201/IV/87

Kinder⇨ wollen⇨ oft⇨ hoch⇨ hinaus⇨

...und übersehen dabei mitunter Gefahren. Wir Erwachsenen tun bestimmt alles, damit nichts passiert. Trotzdem sollte auf die Vorsorge durch eine Versicherung nicht verzichtet werden.

KOMBINIERTE KINDERVERSICHERUNG: Sie zahlen nur einmal Beitrag, und wir versichern Ihr Kind vom 1. bis 17. Lebensjahr. Informieren Sie sich bei unseren Mitarbeitern.

Ihrem Kind zuliebe.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Ansichten eines „alten Mannes"

DDR-Bauleute an der Erdgastrasse

Barda, Gebiet Perm. Wir schreiben den 10. März 1988, 7.00 Uhr morgens. Die Sonne geht langsam auf, doch sie wärmt nicht. Das Thermometer zeigt 27 Grad unter Null. 35 Elemente wollten die Bauarbeiter des Wohnungsbaukombinates Suhl heute setzen. Zehn über den winterlichen Durchschnitt. Um die Verluste des Januars aufzuholen, der mit seiner Kälte sämtliche Arbeiten erfrieren ließ. Kann man das je wieder aufholen? Wilfried Hoffmann blickt in die verschneite Landschaft und schüttelt den Kopf. „Normalerweise nicht", sagt er. Und unnormalerweise?

Seine Antwort lautet „ja". Nach einer kurzen Pause setzt er hinzu: „Im Sommer sind 50 bis 60 Elemente am Tag möglich. Und sie kosten uns viel weniger Kraft als 15 im Winter."

Wilfried Hoffmann ist Maurer von Beruf. Jahrelang leitete er die berühmte Jugendbrigade „Roter Oktober" im Wohnungsbaukombinat Suhl. Jetzt ist er verantwortlicher Meister in Barda. Wie fast jeder an der Erdgastrasse hat auch Wilfried Hoffmann einen Spitznamen. Seine Kollegen nennen ihn „alter Mann". Dabei ist er gerade 45. Ein „alter Mann" in den besten Jahren.

Barda, Gebiet Perm, 10.00 Uhr. Strahlend blauer Himmel, die Sonne hat schon Frühlingskraft. Es sind nur noch siebzehn Grad minus. Die Außenfassade der zweiten Etage wird gesetzt. Mit Propangasbrennern werden die Betonplatten vorgewärmt. „Ohne besondere Winterbaumaßnahmen arbeiten wir bis minus 15 Grad", erzählt Wilfried Hoffmann. „Von 15 bis 25 Grad minus werden die Fugen geheizt, der Kies, der Beton. Fallen die Temperaturen noch tiefer, rührt

sich nichts mehr ... Unsere TGL-Vorschriften in allen Ehren ... Aber Suhl ist nicht Barda."

Wilfried Hoffmann ist ein erfahrener Bauarbeiter. Das ist die Spur seiner Steine: Er hat sieben Jahre lang am Schauspielhaus in Berlin mitgebaut, errichtete Wohnungen in Stryj in der Ukraine, arbeitete in Suhl und Oberhof. Jetzt also Barda, eine 10 000-Seelen-Kleinstadt im Gebiet Perm.

Es ist 14.00 Uhr. Und es taut. Das Thermometer zeigt drei Grad plus. Anfang April bis Mitte Mai ist die gefürchtete Schlammzeit. Bis dahin müssen genügend Platten auf Lager sein, denn kein Tieflader kommt dann mehr durch. Ein Wohnblock vom Typ WBR/S 84, sechs davon werden in Barda gebaut, besteht aus 1819 Elementen. Sechs mal 1819 ... 10 914 Platten allein für den Wohnungsbau. Sie werden von Suhl nach Barda transportiert. Über 4000 Kilometer. Neuerdings kommen sie über Mukran. Das geht schneller ... Zwei Prozent kommen als Bruch an. „Rund 218 Platten. Fünfzig Prozent davon können wir reparieren. Ist doch schade um jede Platte."

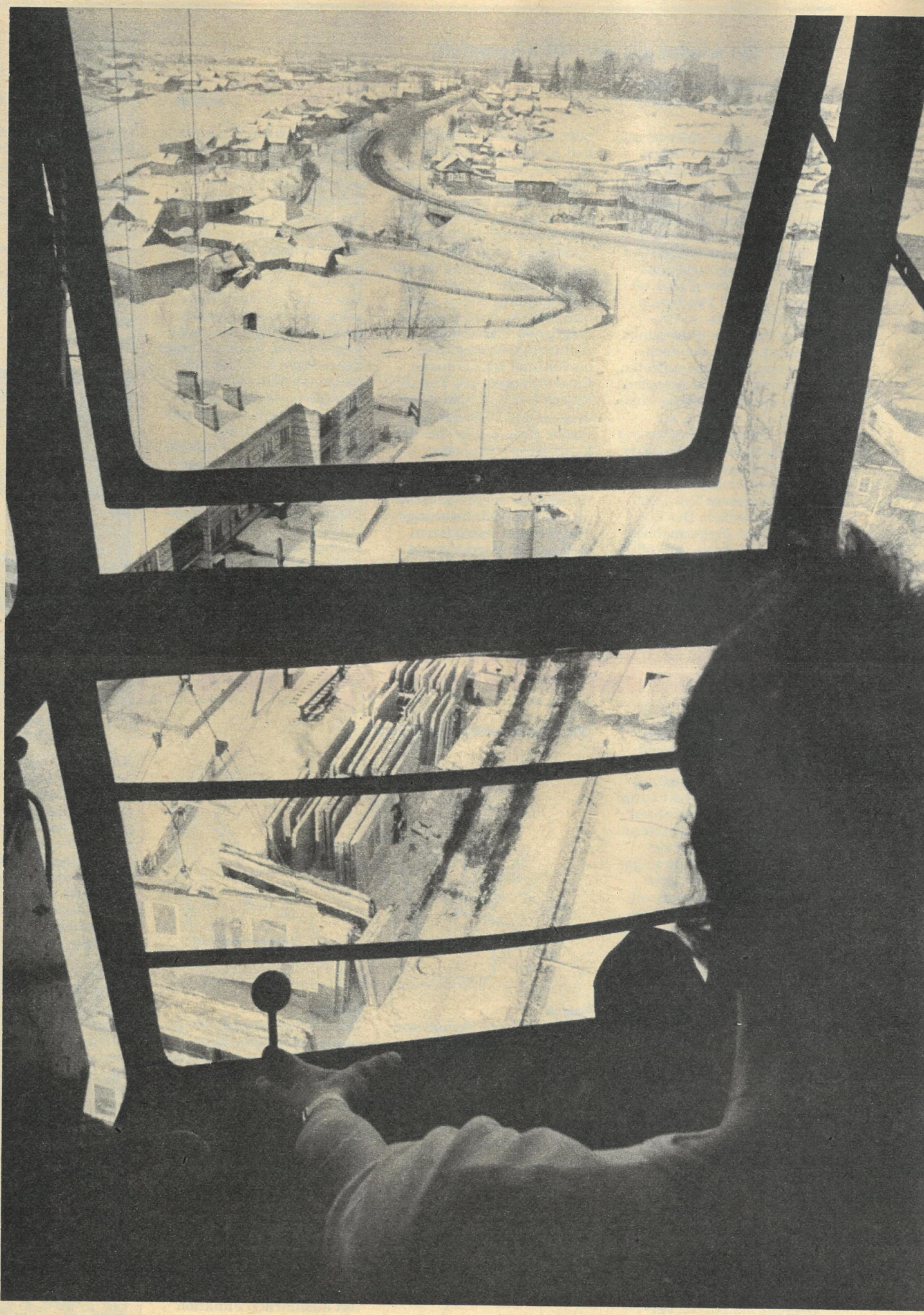
Neben den Wohnhäusern errichtete das WBK Suhl in Barda einen Kindergarten mit 144 Plätzen und 72 Kinderkrippenplätzen, ein Feuerwehrdepot, ein Kraftwerk, eine Wassergewinnungsanlage, ein Heizwerk, eine polytechnische Oberschule für 720 Schüler und eine Kaufhalle von 300 Quadratmetern. Diese Bauten, zum großen Teil schon fertiggestellt, sind ein Teil des Preises, den die DDR zu bezahlen hat, um bis ins neue Jahrtausend Erdgas aus der Sowjetunion zu erhalten.

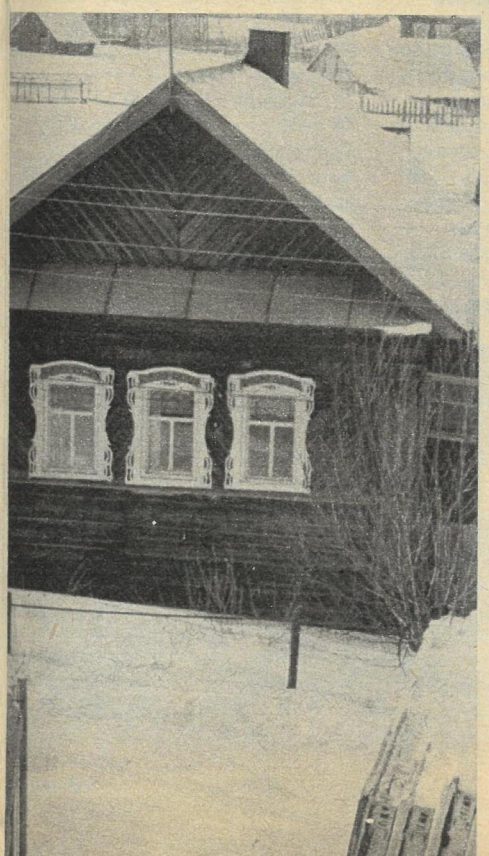
Barda, Gebiet Perm, 18.00 Uhr. Die Sonne geht unter. Das Thermometer sinkt auf minus zehn Grad. Montiert haben die Suhler heute nicht viel. Es fehlten bestimmte Teile. Also wurde andere Arbeit vorgezogen. Die Kunst der Improvisation ... „Vielleicht ein Irrläufer", sinniert der „alte Mann" Wilfried Hoffmann. „Wen will man dafür verantwortlich machen ... Eine falsch gestellte Weiche, und unser Waggon verschwindet in den Tiefen des Landes. So etwas kommt vor. Nach einer Palette mit Betonteilen haben wir vom 10. Oktober 1987 bis zum 26. Februar dieses Jahres gefahndet. War das eine Wiedersehensfreude."

Seit 1985 ist der „alte Mann" in Barda. Nun geht seine Zeit zu Ende. Es zieht ihn nach Hause. Er will wieder heiraten. Ein zweites Mal dieselbe Frau. Ist das Abenteuer Erdgastrasse endgültig zu Ende? „Ja", sagt er.

Aber man kann „ja" auch ganz leise sagen.

Bernd Siegmund (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)





Damit Sie wieder aus der Hüfte kommen!

Ein Muskelkurs von OMR Prof. Dr. Arnold Großhans

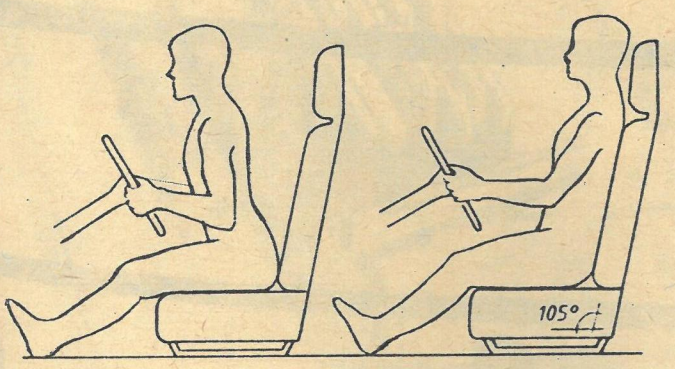
Folge 11 Schluß

Wie man richtig übt

Um es Ihnen leichter zu machen, sich unter unseren 25 Übungen diejenigen auszuwählen, die Ihnen am besten helfen, hier noch einige grundsätzliche Erläuterungen. Wir unterscheiden beim Menschen zwei erblich bedingte Bewegungstypen. Der wenig bewegliche, oft etwas „steife" Typ hat im allgemeinen kaum Probleme mit dem Bewegungsapparat. Wenn dennoch Schmerzzustände auftreten, ist immer an eine Verspannung durch verkürzte Muskulatur zu denken, die durch Dehnung, Lockerung und Entspannung beseitigt werden kann. Kräftigungsübungen für die Muskulatur sind bei diesem Typ seltener erforderlich. Der überbewegliche (hypermobile), manchmal etwas „schlaffe" Typ ist durch Überdehnung der Gelenke bei der Streckung erkennbar. Meistens sind die Betroffenen stolz auf ihre große Beweglichkeit, doch gerade sie stellt eine besondere Belastung der Gelenke dar, die häufig hartnäckige Beschwerden mit sich bringt. Bei diesem Typ sind gezielte Bewegungsübungen schon in gesunden Tagen eine gute Prophylaxe, und zwar sollten solche, die der Muskelkräftigung dienen, im Vordergrund stehen. Die Erfahrung zeigt, daß Wirbelsäulenschäden beim wenig beweglichen Typ mehr das männliche Geschlecht betreffen. Frühzeitig treten Bandscheibenschäden auf. Beim hypermobilen Typ ist dagegen mehr das weibliche Geschlecht betroffen. Dabei verursachen, vor allem in jüngeren Jahren, nicht so sehr die Bandscheiben die Beschwerden, sondern vielmehr Muskel- und Bänderschwäche sowie Gefügelockerungen der Wirbel- und Gelenkverbindungen.

Die Hinweise zur Körperhaltung und die Bewegungsübungen sind dazu gedacht, verkürzte, verspannte Muskeln zu dehnen und erschlaffte zu kräftigen, womit die Muskelbalance wiederhergestellt werden kann. Das wirkt bei allen Beschwerden des Bewegungsapparats lindernd und heilend und hat auch für die Vorbeugung große Bedeutung. Üben Sie also bitte schon in gesunden Tagen, nicht erst, wenn es weh tut! Dazu einige Grundregeln: Üben Sie regelmäßig, das heißt, jeden Tag einige Minuten. Widmen Sie sich zuerst der Dehnung verkürzter Muskeln, danach der Kräftigung der abgeschwächten Muskulatur. Die Dehnung erfolgt langsam ohne zu federn bis zur möglichen Endstellung (Schmerzgrenze) in drei- bis fünfmal wiederholten Einzelübungen pro Tag. Je Einzelübung 10 Sekunden dehnen und 10 Sekunden Pause. Ebenso wird bei der Kräftigung verfahren: 10 Sekunden Anspannung, 10 Sekunden Entspannung. Bei akuten Schmerzzuständen sollten Mobilisierungsübungen der betroffenen Gelenke im Vordergrund stehen. Zum Abschluß noch einige Übungen zum Lokkern, Dehnen und Kräftigen, die sich leicht zwischendurch einschieben lassen: Schultern vorwärts und rückwärts rollen! Schultern so weit wie möglich nach unten ziehen! Kopf nach links und nach rechts drehen (nicht kreisen). Linkes Ohr zur linken Schulter neigen – dabei nur den Kopf bewegen! Dasselbe nach rechts! Einem gedachten Flugzeug nachschauen, wie wenn es hinter der rechten Schulter aufsteigt und über der linken Schulter verschwinden würde! Dasselbe in der umgekehrten Richtung! Bauch- und Gesäßmuskeln anspannen, einige Sekunden die Spannung halten! Mit der nötigen Ausdauer können Sie selbst Ihr Muskelgleichgewicht wieder erreichen und damit Ihr körperliches Wohlbefinden verbessern. Dabei wünschen wir Ihnen viel Erfolg!

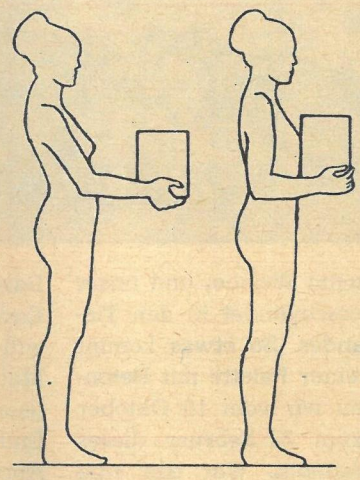
Wie man hinterm Lenkrad sitzt



Falsch
Sitz zu nahe an Pedale und Lenkrad, der Rücken ist nicht abgestützt und bildet ein Hohlkreuz.

Richtig
Der Rücken ist über die gesamte Lehnfläche angelehnt. Pedale und Lenkrad sind locker erreichbar.

Wie man Lasten trägt



Falsch **Richtig**

Diese Abbildungen entnahmen wir einer Broschüre von OMR Professor Dr. Arnold Großhans, die im ersten Halbjahr 1988 im Verlag Volk und Gesundheit Berlin erscheint: „Gesund durch Gymnastik. Bewegungsübungen für die Wirbelsäule und stark belastete Gelenke". Der Autor erläutert ausführlich Funktion und Störanfälligkeit unseres Bewegungsapparats vom Atlas, dem obersten Halswirbel, bis zu den Zehen und gibt genaue Anleitungen zur Selbsthilfe durch ein gezieltes Muskeltraining, ergänzt mit Zeichnungen von Dr. Bernd Schönberger.

Von Rücktritt keine Rede mehr

Ein interessantes Kleinod, Ihre Olympia-Nachlese! („16 Tage und 16 Nächte", FW 6/88). Schon deshalb, weil manches in anderen Presseorganen nicht zu finden war, zum Beispiel so etwas wie Christa Rothenburgers Tagebuch.

Walter Winkler, Berlin

Ich las in der Tagespresse, nach dem Olympiasieg der sowjetischen Eishockey-Nationalmannschaft habe deren Cheftrainer Viktor Ti-

chonow von Rücktritt gesprochen. Zumindest bei Olympia '92 werde er nicht mehr amtieren. Welche Gründe hat er dafür?

Bernd Spierenberg, Berlin

Beide Aussagen beruhen auf einem Mißverständnis. Tatsache ist, daß Viktor Tichonow (unser Foto) voriges Jahr (nach einer Reihe von Niederlagen, darunter „nur" zweiter Platz bei der Weltmeisterschaft) seinen Rücktritt anbot und dies damit begründete, in der Öffentlichkeit, die immer nur Siege erwarte, stünde er in der Kreide. Seinem Anliegen wurde damals nicht entsprochen, so daß er planmäßig die Mannschaft auf Olympia vorbereitete, sie in Calgary zu einem vielbewunderten Erfolg führte und danach seine Pläne darlegte, wie er sich die nächste Olympiamannschaft vorstellt. Man solle in Zukunft noch stärker und zielgerichteter junge, hoffnungsvolle Spieler in die Pflicht nehmen und ihrer psychologischen Fitneß erhöhte Aufmerksamkeit widmen. „Denn gerade im psychologischen Bereich sehe ich noch eine Menge Reserven. Vielleicht haben wir diesem Problem in letzter Zeit nicht genügend Aufmerksamkeit gewidmet." Tichonow bekundete, daß er für den weiteren Aufbau seiner Mannschaft, die schon 20mal Weltmeister und siebenmal Olympiasieger wurde, klare Zielvorstellungen habe.

Hans Richard Vollbrecht

Eigene Eindrücke

Für „Litauische Meilensteine" (FW 6/88) herzlichen Dank. Uns verbinden mit Vilnius und Kaunas schöne Urlaubserinnerungen, und wir hatten durchaus nicht den Eindruck, daß die Menschen dort unzufrieden wären oder sich eine andere Gesellschaftsordnung wünschten. Durch die detaillierten Informationen wird manchem vielleicht klarer, was es mit den heuchlerischen Aktionen der USA und ihrer Helfershelfer zum Thema Menschenrechte auf sich hat.

Inge Deppe, Trebus

Erlebnis Artek

Liebe Pioniere! Als mein Sohn, er ist gerade bei der NVA, wieder von zu Hause wegfuhr, kaufte er sich auf dem Bahnhof in Aue ein paar Zeitschriften. Ich blätterte etwas darin herum und fand in der FREIEN WELT 5/88 unter „Erinnerungen an Artek?" Euren Aufruf. Nun gehöre ich zwar nicht zu den ersten Pionieren, die Artek besuchten, doch ich durfte 1961, in dem Jahr, als Juri Gagarin in den Weltraum flog, als Zwölfjährige vier Wochen auf der Krim verleben. Meine Erinnerungen erzähle ich auch heute noch Pionieren und FDJlern, denn ich bin selbst seit 20 Jahren als Lehrerin und Direktorin tätig. Dabei nehme ich immer viele Ansichtskarten, Abzeichen und natürlich meine alte Matrjoschka von 27 Jahren mit. Ich erhielt diese Reise damals für gute schulische

Leistungen, und weil ich mir besondere Mühe als Gruppenratsvorsitzende gegeben hatte.

Annelie Schmidt, Aue

Ich war dabei, als nach acht Wochen Aufenthalt in Artek am 22. 12. 1950 die erste Pionierdelegation der DDR wieder nach Berlin zurückkehrte. Das Foto habe ich gut aufgehoben.

Manfred Eckstein, Berlin

Liebe Leser, auch wenn Sie nicht gerade zu den allerersten Pionieren gehörten, die Artek besuchten, schreiben Sie uns Ihre Erinnerungen und Erlebnisse! Die Pioniere der Klasse 4 a von der „Wladimir Komarow"-Oberschule in Berlin erwarten Ihre Post mit Ungeduld und Spannung.

Knirscht nicht mehr

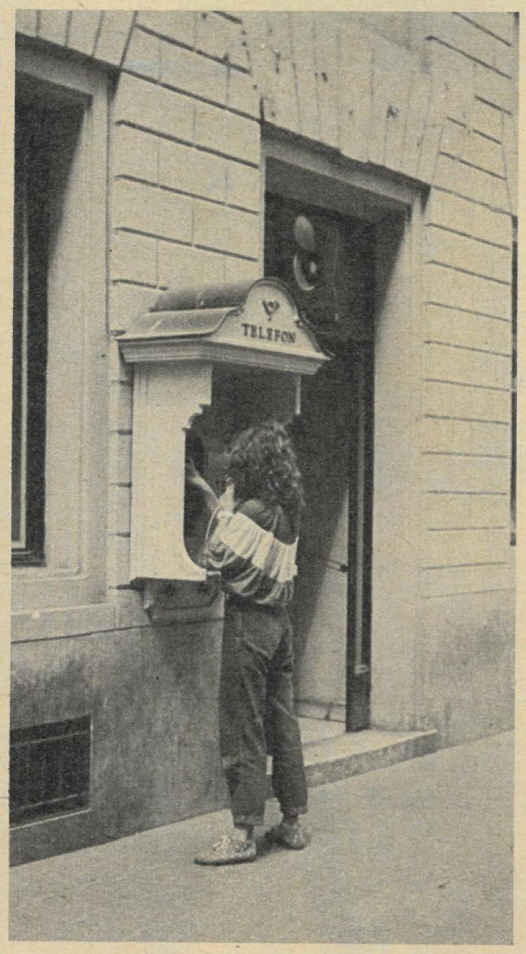
Seit ich Ihren Muskelkurs entdeckte (Beginn FW 24/87), versuche ich täglich einige Übungen zu absolvieren, hauptsächlich die für die Lendenwirbelsäule. Da ich immer ein unsportlicher Mensch war, bereiteten sie mir am Anfang ziemliche Schwierigkeiten. Doch vor kurzem merkte ich erstmals eine kleine Besserung, es knackte und knirschte nicht mehr ständig in allen Gelenken. Die Schmerzen im LWS-Bereich wurden erträglicher.

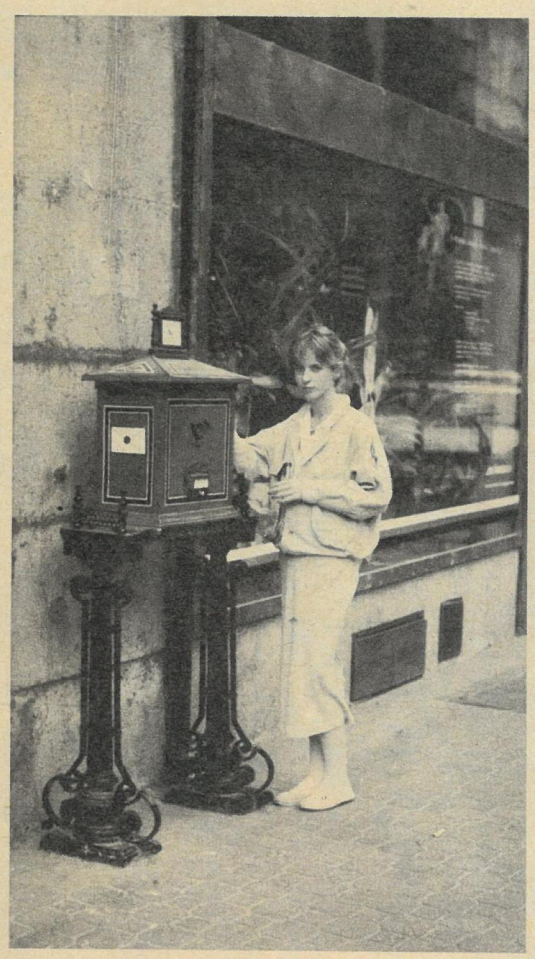
Andrea Lieder, Wurzen

Ich bin oberschenkelamputiert und habe ein künstliches Hüftgelenk. Ganz besonders Kreuz- und Nakkenschmerzen beeinträchtigten mein Wohlbefinden. Nun habe ich die Ratschläge zum Muskeltraining mit schon feststellbarem Erfolg ausprobiert. Dank und Anerkennung Herrn Professor Großhans!

Friedrich Miersch, Lauta

Sicherlich ist es nicht wenig, was in den 11 Folgen unseres Muskelkurses (nebenstehend der Abschlußbeitrag) an Empfehlungen auf Sie „losgelassen" wurde, liebe Leser. Und jeder hat wohl schon am eigenen Leib erlebt, wie schnell gute Vorsätze vergessen sind, wenn der Schmerz nachläßt. Aber daß es sich lohnt, im Alltagsgetriebe immer mal die Körperhaltung zu kontrollieren und die Muskulatur zu trainieren, dafür sind unter anderen die oben zitierten Briefe überzeugende Beispiele. Wir möchten auch weiter gern wissen, welche Erfahrungen Sie mit unserem Muskelkurs machen. Sollten Fragen auftreten, werden wir sie mit Unterstützung von Professor Großhans gern beantworten. *Ihr Leserforum*





Magische Magistrale Sie ist nur eine kurze und enge Straße, die Einheimische wie Touristen anzieht – die Vaci utca. Am Vörösmarty Tèr beginnt sie und kreuzt die Kossuth-Lajos-utca, dort, wo der nie versiegende Verkehrsstrom über die nahe Elisabethbrücke fließt. Doch in der Vaci utca ist man als Fußgänger willkommen, kein Auto darf hier fahren. Gründlich renoviert und mit viel historischem Beiwerk geschmückt präsentiert sie sich den Besuchern. Und gerade diese altertümlichen Kleinigkeiten, wie unter anderem der historische Briefkasten (rechts) und das neue Telefon im alten Gewand (links), sind es, die ihren Reiz unterstreichen und der berühmtesten Straße Budapests die Stimmung geben. *Reiner Preuß, Berlin*

Sie fragen wir antworten

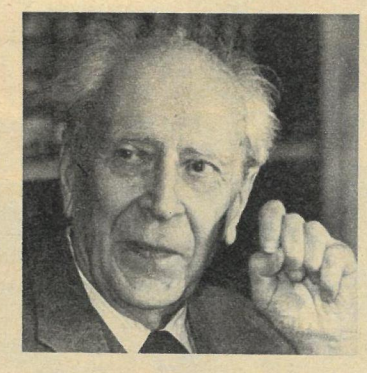
Der Sowjetische Kulturfonds

Seit einiger Zeit höre ich hin und wieder vom Sowjetischen Kulturfonds. Ich möchte gern mehr über Ziele und Aufgaben dieser Organisation wissen.

Charlotte Katz, Berlin

Der Sowjetische Kulturfonds ist eine junge gesellschaftliche Organisation, gegründet im November 1986. Sie hat erst begonnen, konkrete Formen ihrer Arbeit zu entwickeln. Ihre Aufgaben und Ziele sind sehr weit gesteckt. Auf einen Nenner gebracht, geht es um Initiative und Engagement möglichst vieler Bürger für die sowjetische Kultur in allen ihren Bereichen: um Schutz und Pflege von Denkmälern und allen kulturellen Erbes, um die Schaffung neuer Denkmäler, Bibliotheken, Museen, Klubs, Galerien, vor allem auch außerhalb der großen kulturellen Zentren, um die Förderung künstlerischen Nachwuchses, um Erschließung, Bewahrung und Erweiterung von Sammlungen ... „Der Mensch muß wissen, mit welchem kulturellen und geistigen Reichtum er lebt, und er muß persönliche Verantwortung für seine Pflege tragen", sagte Akademiemitglied Dmitri Lichatschow (unser Foto). Der Spezialist für altrussische Literatur und Geschichte, Kenner und Erforscher des achthundertjährigen „Igorliedes", wurde vom Rat der Gründer zum Leiter des Kulturfonds-Vorstandes gewählt. An der Gründungsversammlung hatten Künstler und Kulturschaffende von Rang und Namen teilgenommen, genannt seien nur Primaballerina Maja Plissezkaja, die Dichter Andrej Wosnessenski und Rassul Gamsatow, der Schauspieler Donatas Banionis, der Schriftsteller Juri Bondarew, der Regisseur Jewgeni Batalow und der Komponist Raimond Pauls. Finanziert wird der Sowjetische Kulturfonds allein aus Beiträgen und Spenden seiner Mitglieder und Freunde im In- und Ausland. Künstler spenden Honorare und Werke, Sammler übergeben dem Fonds wertvolle Stücke aus ihren Beständen. Interessierte Bürger widmen sich in ihrer Freizeit dem Denkmalsschutz. Die erste ausländische Spende kam vom Industriellen und Kunstsammler Armand Hammer aus den USA. Er übergab dem Kulturfonds Gemälde und Zeichnungen russischer Maler, darunter solche von Repin und Makowski. Werke bildender Künstler der DDR aus vier Jahrzehnten machte der Karl-Marx-Städter Sammler Georg Brühl zum Geschenk, mit dem Wunsch, daß sie Aufnahme in die Bestände der Leningrader Ermitage finden und dort Einblick in die künstlerische Entwicklung der DDR geben mögen.

Constanze Treuber



Den 2. Teil der Erinnerungen Wladimir Galls lesen Sie bitte in unserer nächsten Ausgabe.

Preisfrage

Heft 8/88

Welche kernwaffenfreien Gebiete gibt es bereits auf der Erde?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 11/88. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 27. April 1988. Auflösung von Heft 5/88: Mzcheta, so heißt die frühere Hauptstadt der Georgischen SSR. Wir gratulieren Regina Wittenborn, Barth.

Granatäpfel und Aphorismen

Die wunderschöne Lage Mzchetas, die Hausgärten voller Blumen, die Weintrauben und Granatäpfel sind wohl allen Besuchern unvergeßlich.

Inge Clauder, Querfurt

Da ich selbst in Tbilissi war und auch das Buch von Otar Tschiladse „... daß mich totschlage, wer mich findet" besitze, hat mich Gisela Karaus Artikel „Dichters Ort und Dichters Sinn" gefreut!

Ilse Ludwigs, Schwerin

Die Betrachtungsweise des Berichts hat mir viel über den Charakter der Georgischen SSR verraten.

Jörg Schillat, Dretzel

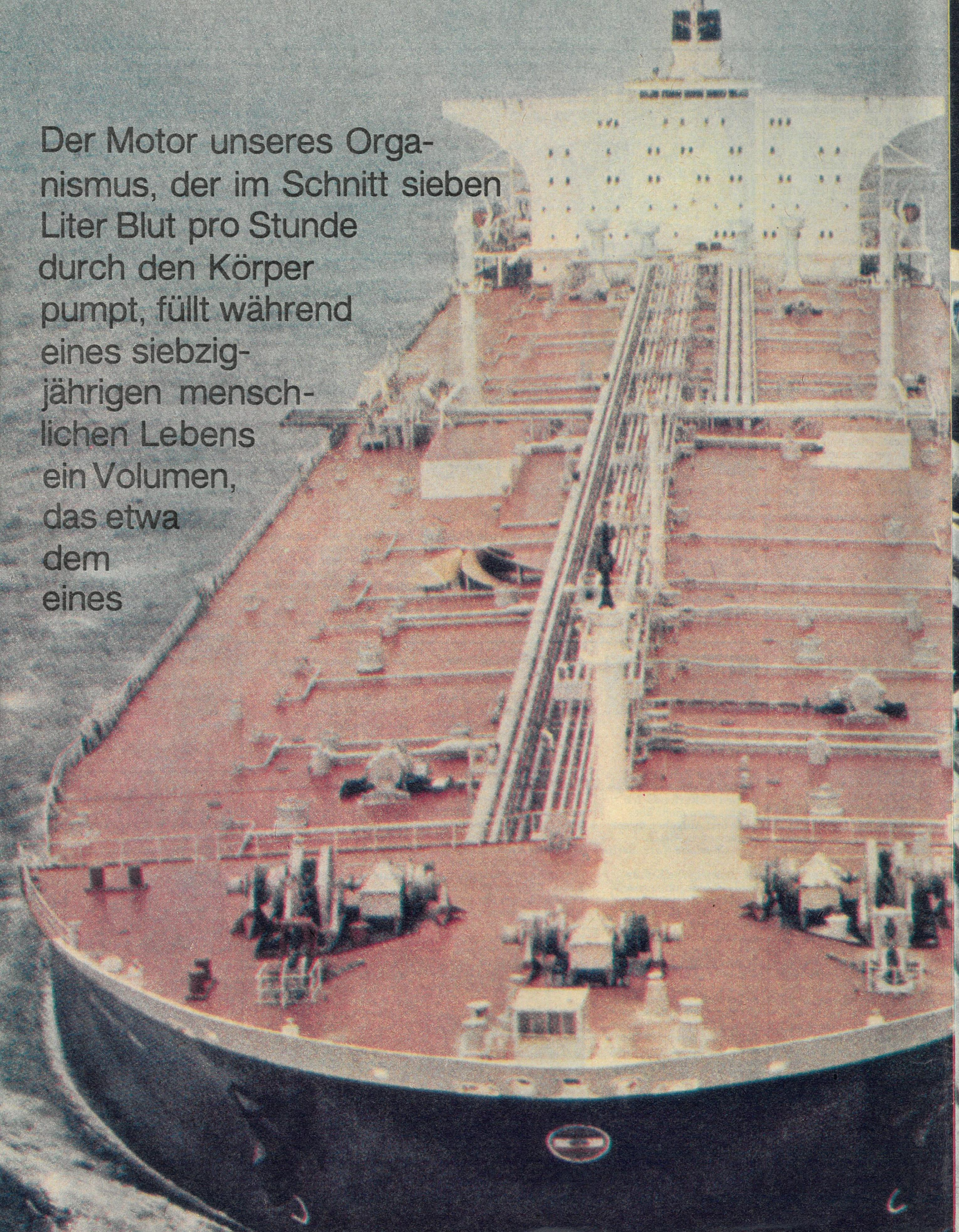
Ich fand in dem Beitrag schöne Aphorismen, die ich meiner Sammlung hinzufügen werde.

K. H. Aeberlin, Sternberg

Woher die Brennessel ihren Namen hat, erfährt man früh genug. Wenn man zum Gicht- und Rheumatee greift, hofft man auf ihre

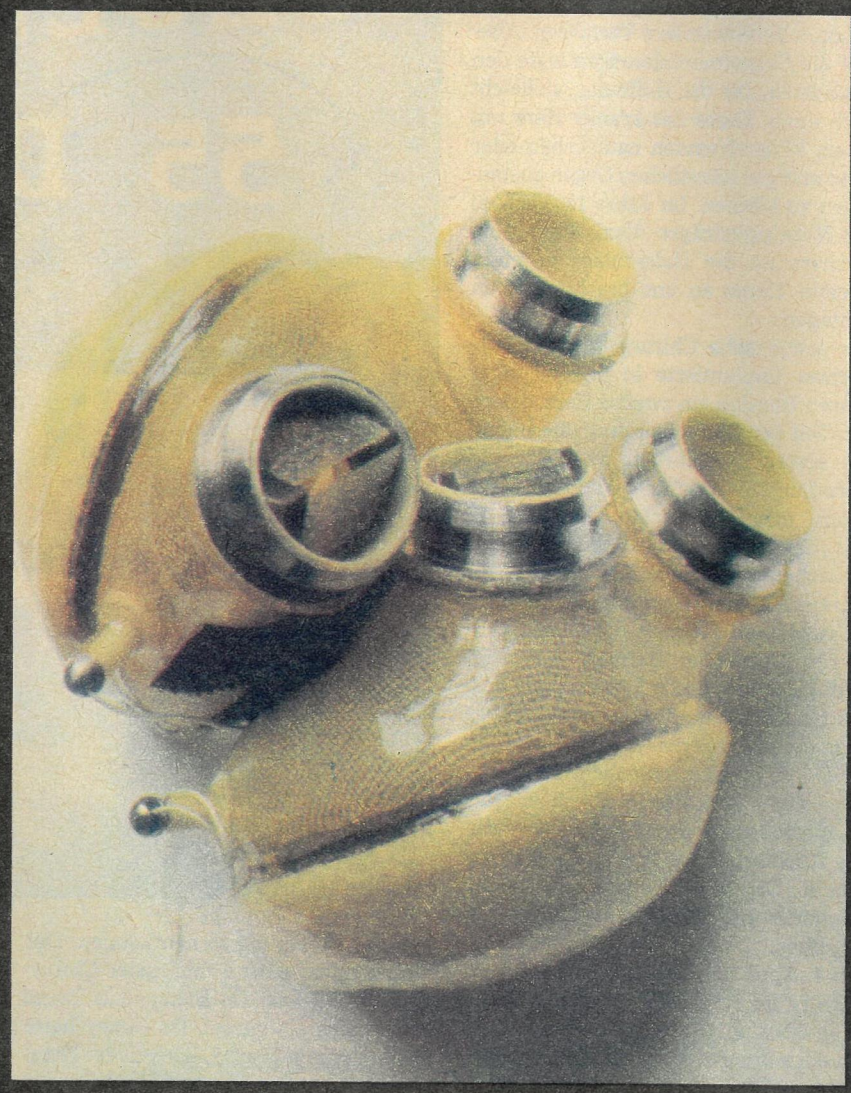
Heilwirkung, und wie gut sie sich als Gösselfutter bewährt, weiß jedes Landkind. Aber wußten Sie, daß man sie auch für Salate, Suppen und Pasten nutzen kann? Einiges, was an wilden Kräutern und Früchten nicht nur als Tee den Speisezettel bereichern kann, wollen wir in einer losen Folge vorstellen. Die Brennessel macht den Anfang.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Alfred Paszkowiak, privat, TASS/Porochownikow; Vignette: Martin Kotsch



Der Motor unseres Organismus, der im Schnitt sieben Liter Blut pro Stunde durch den Körper pumpt, füllt während eines siebzigjährigen menschlichen Lebens ein Volumen, das etwa dem eines

200 000-Tonnen-Tankers entspricht. Eine gigantische Leistung, die vielleicht einmal von einem Organ, künstlich geschaffen durch Menschenhand (Foto rechts: das Modell eines Kunstherzens aus Brno), übernommen werden soll.



Wenn die Pumpe schwächer wird

FREIE WELT-Mitarbeiter Heinz Bartel (Text) und Volker Hohlfeld (Fotos) sprachen mit Wissenschaftlern der Herzzentren in Brno und Rostock

Die Schlüsselrolle, die dem faustgroßen Hohlorgan aus Muskel und Gewebe im komplizierten Zusammenspiel der Körpersysteme und -organe zukommt, kannten bereits unsere Vorfahren. Aber erst die Experimentalmedizin legte den Grundstein für die Hoffnung, vielleicht doch eines Tages das kranke Herz mit einem körperfremden natürlichen oder ganz und gar künstlichen Organ austauschen zu können. Im Jahre 1905 schloß der Nobelpreisträger Alexis Carrel ein Tierherz an die Halsschlagader eines zweiten Tieres an und brachte es zum Schlagen.

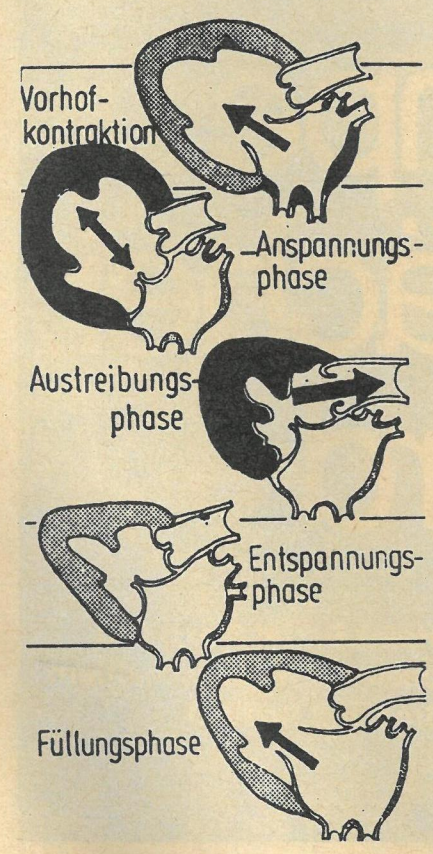
Der sowjetische Chirurg Wladimir Demichow implantierte in den vierziger Jahren Hunden ein zweites Herz, das einen Teil der Blutversorgung übernahm. Ein erster Durchbruch war 1953 die Herz-Lungen-Maschine, die es überhaupt möglich machte, komplizierte und langwierige Operationen beim Menschen am offenen Herzen durchzuführen. Die erste Transplantation eines menschlichen Herzens durch den Chirurgen Christiaan Barnard aus Kapstadt 1967 löste große Erwartungen aus. Innerhalb des darauffolgenden Jahres kam es zu weiteren dreißig Verpflanzungen mit unterschiedlichen Überlebenszeiten der Patienten. Aber das Hauptproblem – die fast unüberwindliche Abwehrbarriere gegen das körperfremde Organ – ließ die anfängliche Euphorie bei den Transplantationen verebben.

Am 4. April 1969 setzte Denton Cooley, Chirurg im St. Luke's Episcopal Hospital in Houston, einem 47jährigen Patienten ein komplettes künstliches Herz ein, der damit 63 Stunden lang lebte, bis dieses mit einem fremden natürlichen Herzen ausgetauscht wurde. Die Aussicht, mit einer Prothese die schwere Bürde ungelöster Probleme mit dem Spenderherzen loszuwerden, war verlockend. Die ungewisse und oftmals tödliche Wartezeit auf das seltene Transplantat wäre vorbei. Die technische Pumpe jedoch würde in den gewünschten Mengen zur Verfügung stehen können. Der Optimismus selbst erfahrenster Chirurgen wie Michael De Bakeys aus Texas erwies sich als unreal. De Bakey hatte als erster 1967 eine künstliche Herzkammer außerhalb des Körpers zur zeitweiligen Entlastung des Kreislaufs eingesetzt. Vielleicht schon 1975, so meinte De Bakey, könnten bereits Tausende von Menschen mit dem künstlichen Herzen leben. Doch auch hier ließ die Ernüchterung nicht lange auf sich warten. Eine Reihe von Implantationen, durch eine Sensationspresse immer wieder spektakulär aufgebauscht, erweckten zwar neue Hoffnungen, ließen aber mit den Mißerfolgen immer mehr Zweifel an einem baldigen vollgültigen künstlichen Herzersatz aufkommen.

Das bisher entwickelte Kunstherz, dessen Grundform seit zwanzig Jahren unverändert ist, ersetzt beide natürlichen Herzkammern. Nach der Entfernung der kranken Herzkammern wird die zweiteilige Pumpe an die Vorhöfe und an die Lungen- und die Körperschlagader angeschlossen. Vom Patienten führen für die linke und die rechte Blutpumpe Verbindungen zum Antrieb, der das Kunstherz in Bewegung hält und vom Patienten mit sich geführt werden kann.

Ziel der Forschung ist es, Antrieb und dessen Kontrollelemente so zu verkleinern, daß sie mit der Prothese in den menschlichen Brustkorb implantiert werden können. Das stellt für die nächsten Jahre ebenso eine technische Herausforderung dar wie die Herstellung eines geeigneten Werkstoffes für die Kunstpumpe, wenn sie die kolossalen mechanischen und biologischen Anforderungen eines natürlichen Herzens erbringen soll. In der Gruppe der Kunststoffe stellten sich verschiedene Polyurethane als günstige Werkstoffe heraus. Polyurethane halten mit Abstand die Spitze in der Blutverträglichkeit von Polymerwerkstoffen. Doch das geeignete Material für das Kunstherz wäre ein Stoff, der nicht nur vom Organismus toleriert, sondern teilweise in den Stoffwechsel mit einbezogen wird und optimales mechanisches und Oberflächenverhalten zeigt. Obwohl diese Zielstellungen noch weit in die Zukunft reichen, gibt es dafür bereits reale Ansatzpunkte, wenn es beim künstlichen Gefäßersatz heute schon gelingt, den Organismus zur Ausbildung zusätzlicher körpereigener Gewebsstrukturen zu veranlassen. Die Forscher in den internationalen Herzzentren arbeiten also an einem Berg von Problemen, der sich vor einem funktionierenden Ersatz eines natürlichen Herzens in dem menschlichen Körper noch immer auftürmt. Darüber sprach FREIE WELT mit Prof. Dr. Jaromir Vašků, Direktor des Instituts für Pathologische Physiologie an der Medizinischen Fakultät der J.-E.-Purkyně-Universität Brno, und Prof. Dr. Wilhelm Urbaszek, Leiter der Abteilung für Kardiologie an der Klinik für Innere Medizin an der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock.

Das Kalb im Laboratorium von Brno lebte den 55. Tag mit einem Kunstherz. Die Erkenntnisse aus der tierexperimentellen Arbeit geben wichtige Aufschlüsse für die Herz-Kreislauf-Forschung.
Professor Wilhelm Urbaszek vom Herzzentrum Rostock (Foto rechts): Diese Erkenntnisse verbessern das Verstehen um Arbeits- und Funktionsweisen des Herz-Kreislauf-Systems bei herzkranken Patienten.



Herz als Pumpe:

Wie eine mechanische Pumpe befördert es das Blut durch den Körper. Arm an Sauerstoff, wird es in den Venen gesammelt, fließt über den rechten Vorhof in die rechte Herzkammer, die unseren Lebenssaft in die Lunge pumpt. Das „frische" sauerstoffhaltige Blut gelangt über den linken Vorhof in die linke Herzkammer und von dort wieder unter Druck über die große Schlagader weiter in den Körper. Die einzelnen Aktionsphasen der Pumpvorgänge in den Herzkammern beim kranken Organismus sind Gegenstand der Forschung (Skizze).

Professor Vašků, Ihr Institut befaßt sich seit zwanzig Jahren mit Problemen eines künstlichen Herzens...

Zunächst haben wir mit künstlichen Unterstützungssystemen begonnen, die außerhalb des Körpers das kranke Herz zeitweise entlasten und die Möglichkeit geben, es gewissermaßen wieder zu regenerieren. In den ersten Jahren profitierten wir sehr von den Erfahrungen Professor Schumakows, des Direktors der Klinik für Organtransplantation in Moskau. Inzwischen haben wir es zu einer eigenen klinischen Ausrüstung gebracht, mit der wir eine sehr fruchtbare tierexperimentelle Arbeit leisten.

Welche Ergebnisse erbrachten die Versuche bei den Kälbern bisher für die Entwicklung einer Herzprothese?

Wir entwickelten eigene Modelle eines künstlichen Herzens. Auch das Antriebssystem für das Kunstherz haben

Wenn die Pumpe schwächer wird

wir konstruieren können, das sogenannte Hektorsystem für die Kälber. Mit ihm gibt es keine Probleme, es ist erfolgreich erprobt worden und arbeitet perfekt. Dank der experimentellen Arbeit verbessern wir ständig die Materialeigenschaften der Prothese, entwikkeln neue Vorstellungen, die eine sehr gute Abstimmung zwischen der rechten und linken künstlichen Herzhälfte ermöglichen.

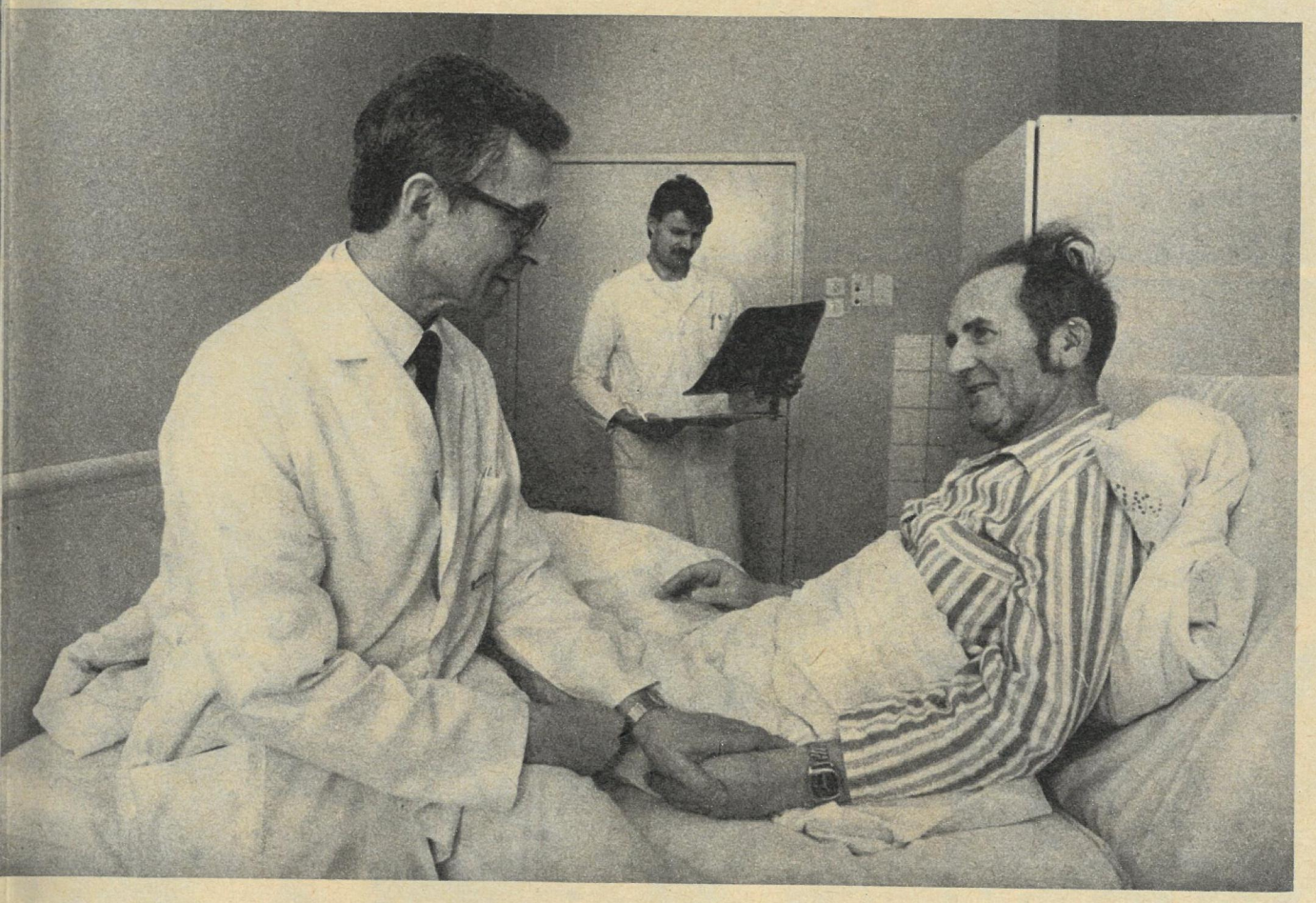
Welche sind nach der Implantation der Kunstherzen bei den Kälbern die häufigsten Todesursachen?

Embolien (Gefäßverstopfungen), Infektionen (beispielsweise begünstigt durch die Verbindungen zum außerhalb des Körpers gelegenen Antrieb); durch das körperliche Fremdmaterial kann es zu Wucherungsprozessen an der Grenze zwischen künstlichem und natürlichem Gewebe kommen, die Wucherungen verschließen den Blutzufluß oder -abfluß der Pumpe.

Welche Probleme stehen in diesem Zusammenhang im Vordergrund Ihrer Forschungen?

Das künstliche Herz ist – auch wenn wir das so sagen – nicht einfach nur eine Pumpe, sondern wird zu einem inneren Bestandteil des gesamten Organismus. Wenn wir also das Kunstherz in den Organismus implantieren, dann gibt dieser darauf eine Antwort. Die Antwort ist nicht immer gut, und es kommt dann zu keiner Anpassung. Eine solche Antwort ist zum Beispiel die Verkalkung. Kalzium ist der Reizstoff für das Zusammenziehen der Muskelzellen im Herz, damit es schlagen kann. Zuviel Kalzium führt bei der Prothese zur Verkalkung an der Pumpenmembran. Dabei haben wir größere Unterschiede beobachten können. Bei einigen Tieren waren die Membranen nicht so stark beschädigt, bei anderen aber total verkalkt. Ein Grund dafür ist die individuell unterschiedliche Veranlagung zur Verkalkung bei den Tieren. Als Gegenmittel setzen wir bestimmte Stoffe ein, die gegen die Verkalkung arbeiten.
Ein anderes Problem besteht darin, daß es gewisse Zeit nach der Implantation zu einem venösen Bluthochdruck kommt. Wir entfernen ja (nur) die Herzkammern und damit ihre nervalen Rezeptoren, die Vorhöfe bleiben. Doch die Rezeptoren tragen unter anderem die Verantwortung für die Blutdruckregelung auf der arteriellen und venösen Seite. Wir lösen die Situation damit, daß wir – wie bei einem Hypertoniker – blutdrucksenkende Mittel geben, bis der normale Zustand – etwa nach einem bis zwei Monaten – wiederhergestellt ist.

Sie haben in Brno einige künstliche Herzmodelle entwickelt. Können Sie uns Ihre neueste Lösung etwas näher charakterisieren?



Die Konstruktion unserer Pumpe ist so gelöst, daß es zum Beispiel keine toten Winkel in der Blutkammer gibt. Tote Winkel sind gefährlich, weil dort der Blutstrom verlangsamt wird, wodurch Thromben (Gerinnsel) entstehen können. Weiterhin bestehen sämtliche Bestandteile unseres künstlichen Herzens aus einem einzigen Material. Treffen nämlich unterschiedliche Werkstoffe bei der Kunstpumpe zusammen, dann entstehen unterschiedliche elektrische Oberflächenpotentiale, die eine Thrombenbildung begünstigen. Als wir noch mit verschiedenen Materialien für die Pumpe gearbeitet haben, mußte sie zum Beispiel mit Schrauben verbunden werden. Dabei gab es immer Probleme. In unserem neuen Modell treten Thromben und Verkalkungen kaum noch auf. US-amerikanische und japanische Forscher interessieren sich auf diesem Gebiet für eine Kooperation mit uns.

Auf wie viele Überlebenstage eines Kalbes mit einer Prothese haben Sie es bisher gebracht?

Auf 226 Tage. Das ist auch etwa die Weltspitze. Dies gelang uns mit dem Rostocker Modell eines künstlichen Herzens.

Wie gestaltet sich Ihre Zusammenarbeit mit Rostock?

Als dort das Herzzentrum aufgebaut wurde, haben wir unsere Erfahrungen mitteilen können. Zum Beispiel gab es damals bestimmte Probleme mit der postoperativen Nachsorge der Tiere. In dieser Periode hatten wir schon viele Kälber verloren, bis wir die richtige Anwendung von bestimmten Antibiotika herausfanden. Die Wissenschaftler der DDR haben davon profitiert. Wir tauschen Mitarbeiter aus, trainieren hier und dort die Implantationen. Wir testen die sehr guten Rostocker Herzmodelle, und die Ergebnisse sind für beide Seiten sehr nützlich. Unsere Zusammenarbeit ist wirklich effektiv, sie ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen.

Professor Urbaszek, welche Berührungspunkte in der Forschung verbinden Rostock mit Brno?

Zunächst zur Person von Professor Vašků. Er ist einer der führenden Pathophysiologen Europas. Die Pathophysiologie beschäftigt sich mit den regulativen Prozessen im Organismus und mit dessen Störungen. Der herzkreislaufkranke Organismus weist sehr vielfältige Störungen auf. Künstliche Blutpumpen müssen diese günstig beeinflussen können. Hier liegen wichtige Berührungsseiten zur Pathophysiologie. Was Professor Vašků am Tier untersucht, das tun wir – als Kliniker – am kranken Menschen. Bei der Therapie kontrollieren wir die Auswirkungen auf die Hämodynamik, auf die Blutströme und Drücke. Wir kontrollieren im Rahmen unserer medikamentösen Behandlungsstrategie die Einflüsse von Medikamenten auf den venösen Rückfluß zum Herzen und auf die über Nerven und direkt über den Blutweg erfolgende Gefäßregulation. Das sind ganz wichtige Voraussetzungen, denn regulative Störungen bleiben auch zunächst nach der Transplantation bzw. Implantation bestehen und werden dann allmählich und unterschiedlich abgebaut. In dieser Phase muß das Regime einer mechanischen Blutpumpe ständig verändert werden. Auf dieser Strecke hat Professor Vašků wesentliche Erkenntnisse eingebracht. Er hat sich besonders mit der Regulation des Kreislaufs bei Tieren mit einem künstlichen Herzen befaßt und weiterhin Verkalkungsprozesse der Biomaterialien geprüft. Wir haben nun gemeinsam – aufgrund unserer Erfahrungen beim Patienten – die regulativen Auswirkungen des künstlichen Herzens beim gesunden Tier günstig medikamentös beeinflußt.

Inwieweit können die Erkenntnisse nach der Implantation eines Kunstherzens beim Tier auf den Menschen übertragen werden? Welche Bedeutung haben sie für die Herz-Kreislauf-Forschung?

Wir müssen bedenken, daß wir auf der einen Seite einen kranken Menschen mit einem darniederliegenden Herz-Kreislauf-System vor uns haben. Auf der anderen Seite handelt es sich bei den Kälbern um junge gesunde Tiere, deren wachsender Organismus wahrscheinlich andere biochemische Auseinandersetzungen mit dem Fremdmaterial und regulative Beziehungen mit der Blutpumpe eingeht. So kann vermutet werden, daß sich beim Menschen auf längere Sicht andere Parameter nach einer Implantation einstellen. Krankhaft ausgelenkte Parameter können normalisiert werden, zum Beispiel die Organdurchblutung, andere, zum Beispiel die sympathische Gefäßinnervation, die verantwortlich ist für die Regulation der Gefäßweite, könnten krankhaft weiter verstärkt werden.
Die tierexperimentell gewonnenen pathophysiologischen Erkenntnisse vertiefen das Verständnis regulativer Prozesse bei der akuten und chronischen Minderleistung natürlicher Herzen. Das natürliche Herz und das Gefäßsystem unterliegen vielfältigen wechselseitigen Beziehungen. Mit der Implantation eines künstlichen Herzens wird diese enge funktionelle Einheit unterbrochen. Die Pumpleistung des natürlichen Herzens hängt ab vom Füllungsvorgang

Wenn die Pumpe schwächer wird

und von den Auswurfbedingungen während der Herzkontraktion (siehe auch unsere Skizze S. 48). Die Füllungsprozesse sind beim kranken Organismus in unterschiedlicher Weise gestört. Die Auswurfbedingungen des kranken Herzens entscheiden die Größe des abströmenden Volumens. Die getrennte Analyse der Füllungs- und Auswurfbedingungen beim Kunstherz ermöglicht einen Erkenntnisgewinn für das Verständnis therapeutischer Ansatzpunkte. Füllungsprozesse und Auswurfbedingungen lassen sich danach quasi modellhaft studieren. Dabei gewonnene Erkenntnisse verbessern das Verstehen um Arbeits- und Funktionsweisen des Herz-Kreislauf-Systems bei herzkranken Patienten. Regulative Aspekte am Gefäßsystem sind nach der Abtrennung des natürlichen Herzens und nach dessen Ersatz mit einer „starren" Pumpe isoliert zu prüfen. Daraus leiten sich mögliche günstige Ansätze für eine zusätzliche Pharmakotherapie ab.

Inwiefern spielen diese Erkenntnisse für die Konstruktion des Kunstherzens eine Rolle?

Auf die mehr auf den Menschen bezogenen Aspekte der Herzprothese haben wir in Rostock von Anfang an hingewiesen und deshalb unsere Pumpen der menschlichen Anatomie angepaßt und sie entsprechend entwickelt. Das haben andere internationale Zentren dann nachvollzogen, nachdem erkannt wurde, daß die „Kälberherzen" beim Menschen nicht ohne weiteres passen, weil sie von der Anatomie her, von den Anschlüssen der Pumpen andere Erfordernisse als beim Menschen haben. Zum anderen legten wir von Anfang an Wert auf Untersuchungen über die Anpassung des Kreislaufsystems an die Füllungs- und Auswurfbedingungen der künstlichen Blutpumpe.
Diese Aspekte spielen in der Übergangsphase vom kranken natürlichen Herzen zum künstlichen Herzen und später beim Langzeiteinsatz eine essentielle Rolle.

Über welche Möglichkeiten eigener tierexperimenteller Arbeit verfügt das Rostocker Forschungszentrum?

Sie sind verhältnismäßig gering. Auch deshalb ist die Zusammenarbeit mit Brno für uns so wichtig. Professor Vašků hat – neben dem Herzzentrum in Westberlin – in Europa die längste Erfahrung bei mechanischen Unterstützungssystemen. Er hat personell ein großes Team, dort sind über 50 Mitarbeiter in der Forschung gebunden. Wir sind personell begrenzt. Brno hat eine ausgezeichnete Tierhaltung und kann gleichzeitig bis sechs Kälber mit künstlichem Herzen beobachten. Das ist bei uns überhaupt nicht gegeben.

Immer mehr setzt sich der Gedanke durch, neben dem vollständigen natürlichen und künstlichen Herzersatz mit Hilfe von Unterstützungssystemen die Pumpfunktion des menschlichen Herzens aufrechtzuerhalten. Was ist unter diesen Hilfsmitteln zu verstehen?

Die sogenannten Assistsysteme – wie wir sie auch nennen – sollen das erkrankte linke oder rechte Herz bzw. beide Herzkammern komplett oder partiell so lange unterstützen, bis sich die Organfunktion wieder erholt hat. Über eine äußere Energiequelle wird das Blut dann in den Kreislauf gepumpt. Mit zunehmender Erholung des natürlichen Herzens wird die Leistung der Pumpe schrittweise zurückgenommen, bis die natürliche Herzfunktion wiederhergestellt ist. Die Pumpe kann danach operativ wieder entfernt werden. Die Forschung ist darauf ausgerichtet, diese Unterstützungspumpen weiter zu verbessern, die Antriebssysteme so zu miniaturisieren, daß sie der Patient mit sich tragen kann oder, daß sie ihm sogar implantiert werden können, wenn bei ihm eine langfristige Unterstützung notwendig geworden ist. Diese langfristige mechanische Unterstützung einer überwiegend linksseitigen (linke Herzkammer) Mindestleistung des natürlichen kranken Herzens stellt eine Alternative zum künstlichen Totalherzersatz dar.

Wo liegen die Probleme beim Einsatz solcher Unterstützungspumpen bzw. eines kompletten künstlichen Herzens?

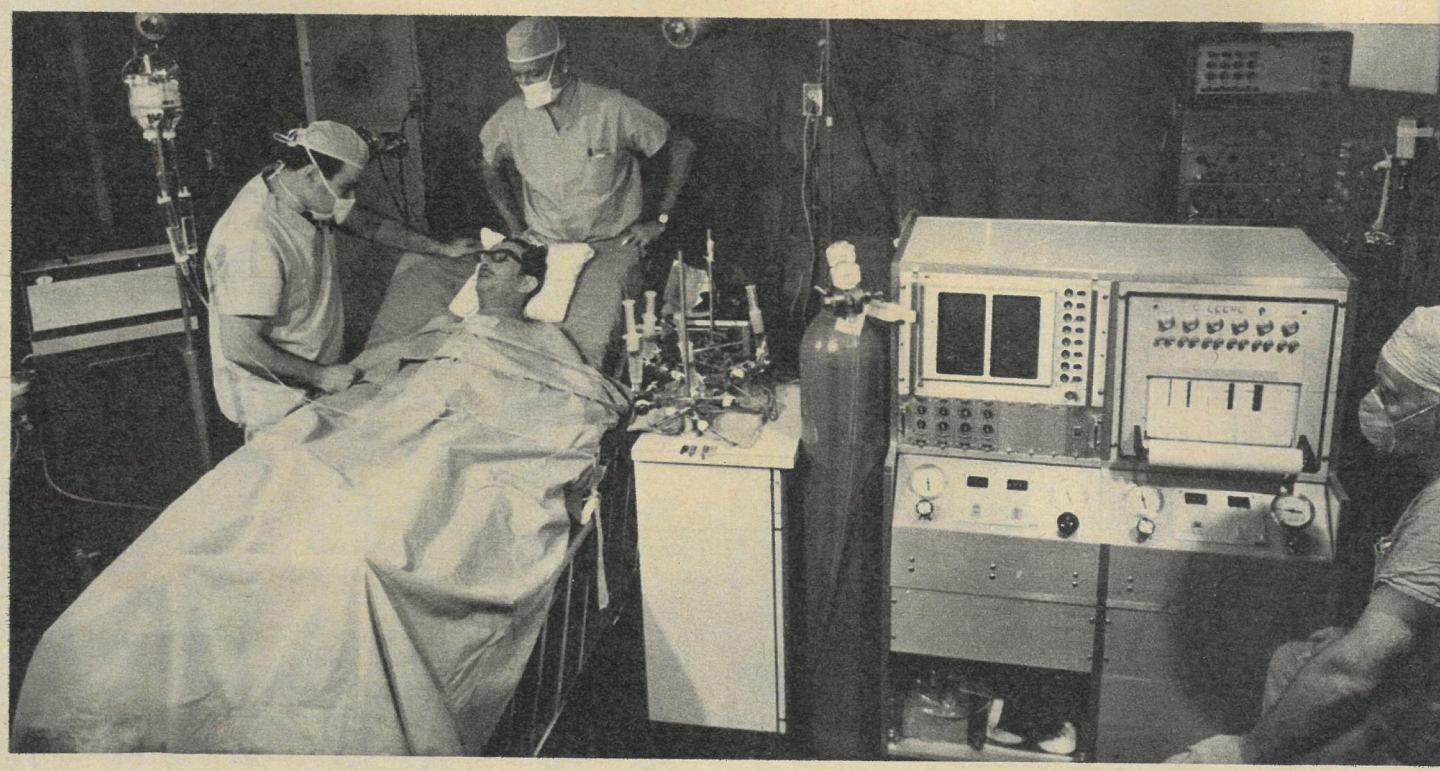
Die Hauptkomplikationen sind Gerinnselbildungen in der Blutpumpe besonders an den Anschlußstellen zum natürlichen Gewebe. Die ersten sieben Tage sind die schwierigste Phase nach der Implantation, da sich abhängig von den erholenden Organfunktionen unter anderem das Gerinnungspotential in einem ständigen Auf- und Abbau befindet. Im gesunden Organismus existiert ein Gleichgewicht zwischen Auf- und Abbau der Gerinnungsfaktoren. Eine blutende Stelle kommt normalerweise zum Beispiel ohne Komplikationen zum Stehen. Die Produktion der Gerinnungsfaktoren ist andererseits nicht so hoch, daß sich spontan ein Gerinnsel bilden könnte. Dieses Gleichgewicht ist bei einem kranken Organismus nicht mehr gegeben, zumal wenn er im Begriff ist, sich in seiner ganzen Funktion – auch bezogen auf das Gerinnungspotential – zu erholen. Dann treten in den Gerinnungsverhältnissen beträchtliche Schwankungen auf, und sie stellen ein großes Problem dar.
Ein weiteres Problem ist die bedarfsgerechte Blutversorgung des Organismus. Sie erfordert eine permanente Regelung der mechanischen Blutpumpe. Diese verfügt über eine extreme Leistungsfähigkeit, sie kann bis 12 Liter Blut pro Minute pumpen. Aber das menschliche Individuum hat einen ganz unterschiedlichen und wechselnden Bedarf. Ein Zuviel oder ein Zuwenig sind jeweils schädlich, eine Disproportion zwischen der linken und rechten künstlichen Pumpe tödlich. Wir müssen also für die körperfremden Systeme Lösungen finden, die den ständig wechselnden Bedingungen im Organismus bei erhaltener Rechts-Linksabstimmung der Pumpen gerecht werden.

Sehen Sie für die Gegenwart bzw. für die allernächste Zukunft bereits eine sinnvolle Anwendung von körperfremden Unterstützungssystemen für das menschliche Herz?

International geht der Trend dahin, solche Systeme als Brücke bis zu einer Transplantation anzuwenden. Auch auf dieses Ziel bereitet sich unser Forscherteam vor. Bisher ist bei den international erfolgten über 120 Implantationen von Kunstherzen auf Zeit beim Menschen ein Großteil dieser Patienten erfolgreich zur Transplantation geführt worden. Der natürliche Herzersatz ist bisher noch immer das Beste, was wir haben. Auf Grund der herzmuskelspezifischen Reaktionen ergeben sich so viele Vorteile für die Arbeitsweise eines natürlichen Herzens in einem intakten Herz-Kreislauf-System, daß man ihm noch immer den Vorzug gibt. Wir setzen unsere Arbeit mit dem Ziel fort, Patienten auch bei uns in der Perspektive zu einer Transplantation zu bringen, wie sie bekanntlich in Berlin und Leipzig schon durchgeführt worden sind.

Wie sehen Sie die Aussichten für ein komplettes Kunstherz?

Das bleibt noch immer ein großes Problem. Auf Grund der guten Langzeiterfolge bei den Herztransplantationen mit Überlebenszeiten von fünf bis zehn Jahren und vereinzelt noch länger sind die Anforderungen an die Herzprothese immer höher geschraubt worden. Wir möchten bessere Materialeigenschaften der blutkontaktierenden und mechanisch besonders belasteten Pumpenteile, möglichst lange Zeit die Funktion garantierende Klappen, wir möchten geeignete Energiequellen haben und eine leistungsfähige Kontroll- und Regeltechnik. Dieses gesamte künstliche System in seiner Einheit soll eines Tages komplett in den menschlichen Körper implantiert werden können. Doch implantierbar ist bisher nur die Pumpe, nicht implantierbar ist der Antrieb, nicht implantierbar ist das Kontroll- und Regelsystem. Ehe alle diese Einheiten in ihrer Funktion befriedigen und in ihrer Größe soweit verkleinert wurden, daß sie auch in den menschlichen Körper implantierbar sind, werden noch viele Jahre vergehen.



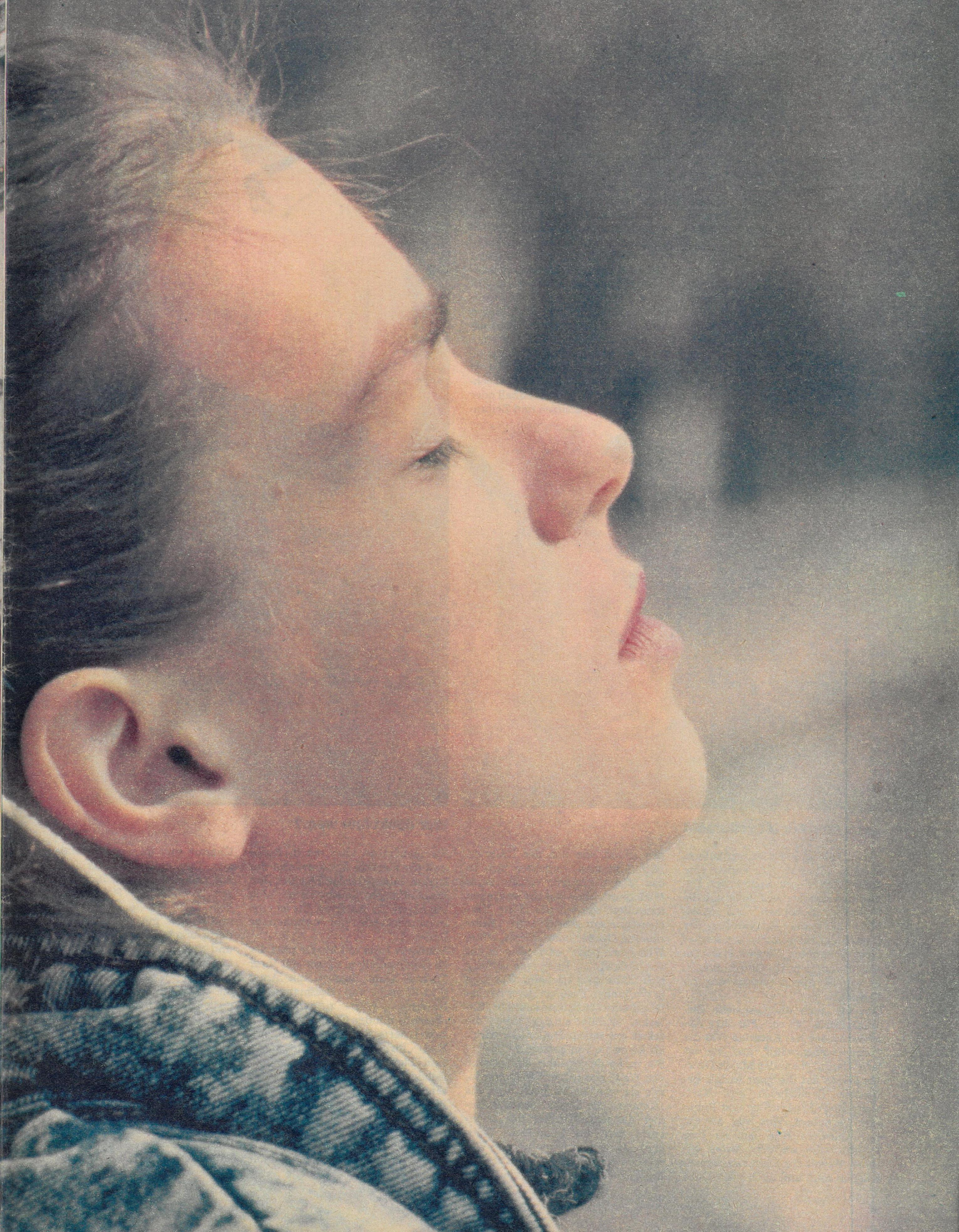
Enttäuschte Hoffnungen: Der Chirurg Denton Cooley setzte in Houston 1969 einem Menschen zum ersten Mal ein künstliches Herz ein.

Professor Jaromir Vašků ist einer der führenden Forscher bei der Entwicklung eines Kunstherzens in Europa. Als Sammler hat er eine ganze Kollektion von Modellen bisher entwickelter Herzprothesen.

Zusatzfotos: Detlef Christel (1), Archiv (1).
Zeichnung: Gerd Ohnesorge.

Meistens schien ihr die Sonne

Budapest. Daß die Eiskunstlauf-Königin Katarina Witt dort ihren letzten Meisterschaftsauftritt hatte, machte sie froh. „Bei Freunden" hat sie gesagt und das auch jeden Tag gespürt. Und am Tag nach dem Abschied, an dem auch ein paar Tränchen der Wehmut flossen, ist sie mit ihrer Trainerin Jutta Müller ganz privat durch Budapest gebummelt. Ohne Heerscharen von Fotografen und Reportern. Nur einer durfte mitkommen. Frank Wegner fotografierte für FREIE WELT.



Mit „Katarina, wir danken dir!“ hatten Erfurter Eislauffans im Budapester Sportpalast ein Transparent entrollt und machten sich damit zum Sprecher für Millionen in aller Welt. Abschied von Katarina Witt. Alles zum letzten Mal vor den Augen gestrenger Preisrichter: die Pflicht, die Kurzkür, die große Kür. In die Freude über den vierten Weltmeistertitel mischte sich bei vielen im weiten Hallenrund auch ein bißchen Melancholie. Bahnhofsgefühle mit Umarmungen und Winkewinke, auch ein paar Tränen. Wehmut, daß nun das schönste Stück Hoch-Zeit des Eiskunstlaufs seit Sonja Henie für immer abgeschnitten ist.

Es waren ja nicht nur die Tränen des Abschieds, die da auch Katarina über die Wangen rollten. Viele auf der Tribüne wußten darum, was Trainerin Jutta Müller ausgesprochen hatte: „Hier tritt nicht nur eine Olympiasiegerin und Weltmeisterin, eine große Eiskunstläuferin ab. Mit Katarinas Kür endete eine ganze Ära dieses Sports der Damen.“ In den letzten Jahren hob die 22jährige Schönheit aus Karl-Marx-Stadt die Konkurrenz der Damen auf ein völlig neues, vorher nicht gekanntes Niveau. Katarina erzählte auf dem Eis Geschichten – sie war die Maria, und sie war die Carmen.

Das sah auch die spanische Zeitung „Dario 16“ so: „Für ihre Abschiedssaison hat Katarina Witt die Carmen ausgewählt, und sie tat recht daran. Nach der Musik Georges Bizets hat die ganz in Rot gekleidete Sevillanerin aus Karl-Marx-Stadt Preisrichter und Publikum bezaubert. Was war sie für eine Carmen! Nun hat sie ihre Schlittschuhe an den Nagel gehängt. Womit der Eiskunstlauf weiterleben muß und auch weitergeht wie eh und je. Doch er wird den Abgang der Kati-Carmen nur schwer verkraften ...“

Als Katarina nach ihrem Olympiasieg 1984 in Sarajevo die Frage nach dem Aufhören gestellt wurde, schüttelte sie energisch den Kopf. Natürlich hatte sie in jenem Jahr mit dem Gewinn des olympischen Goldes sowie den Welt- und Europameistertiteln alles erreicht – aber war das wirklich alles? Mitnichten, denn heute lautet der Witt-Code 2468, was heißen soll: Zweimal Olympiasiegerin, viermal Welt-, sechsmal Europa- und achtmal DDR-Meisterin. Am Ende gibt das die Information über die zweitbeste Eiskunstläuferin aller Zeiten nach Sonja Henie und die erfolgreichste in den letzten 52 Jahren.

Wohl kaum ein anderes Gesicht einer Eiskunstläuferin lächelte so oft von den Bildschirmen der Fernsehstationen rund um den Erdball oder guckte aus Illustrierten und Zeitungen so oft wie das der Katarina Witt. Millionen verliebten sich in das offene, ehrliche Antlitz eines Mädchens, über das Schlagzeilen formuliert wurden wie „Eine Märchenfigur auf Abruf“ oder „Katarina die Große“ oder „Kritte, Vitte, Witt bom, bom“ oder „Die Braut von Calgary“ ... Doch was verbarg sich hinter dem Lächeln? Was ging in der jungen Frau vor, über die unlängst eine Illustrierte schrieb: „Katarina ist die einzige Frau, die selbst mit einem Dutt nicht wirkt, als käme sie von gestern“?

Sie, im Laufe der Jahre eine „Dame von Welt“ geworden, war immer so, wie sie war, als sie noch nicht als „Katarina die Große“ dastand. Immer die nette Tochter des Nachbarn, stets das freundliche Mädchen, das zuhören konnte und Wesentliches zu sagen hatte. Über die Freunde sagen: „Kati ist ein prima Kumpel.“ Und über die in Budapest die stärkste Konkurrentin der letzten Jahre, Debbie Thomas, ihre Empfindungen ausbreitete: „Ich bin happy für Katarina. Sie ist eine so wundervolle und warmherzige Person.“

Trainerin Jutta Müller, die trotz der 30 Goldmedaillen, die sie mit ihrer Tochter Gabi Seyfert, mit Anett Witt-Pötzsch, Jan Hoffmann und Katarina Witt zusammentrug, ebenfalls mit den Tränen rang, charakterisierte ihre Meisterschülerin Kati: „Ihre besonderen Merkmale sind Zielstrebigkeit und Kontaktfreude. Sie besitzt einen unwahrscheinlichen Drang, den Menschen Freude zu machen. Sie ist mit einem Wort – und wer kennt sie besser als ich – ein liebes Mädchen.“

Die Anerkennung bei so vielen Millionen verdiente sich Kati nicht nur durch ihr schönes Gesicht, ihren Charme und ihre bestrickende Figur. Ihre natürliche, verbindliche Art und nicht zuletzt ihr von Herzen kommendes Bekenntnis zu dem Land, in dem sie aufwuchs und das sie mit allen Kräften förderte, brachten ihr überall Achtung und Sympathie ein. Fast hunderttausend beantwortete Autogrammwünsche beweisen das ebenso wie die Kati-Witt-Abende in der Hausgemeinschaft ihrer Eltern, zu der sich Kati nach wie vor hingezogen fühlt, obwohl sie längst eine eigene Einraumwohnung in ihrer Heimatstadt bezogen hat.

17 Jahre Eiskunstlauf. „War das ein Leben! M e i n Leben. Vielleicht wäre ich ohne den Sport nicht zu dem gelangt, was ich jetzt dank des Einflusses meiner Umgebung auf mich fürs Leben so gut gebrauchen kann. Ich habe viele schwere Stunden erlebt. Ich weinte, wenn die

Die letzte Kür ist vollbracht

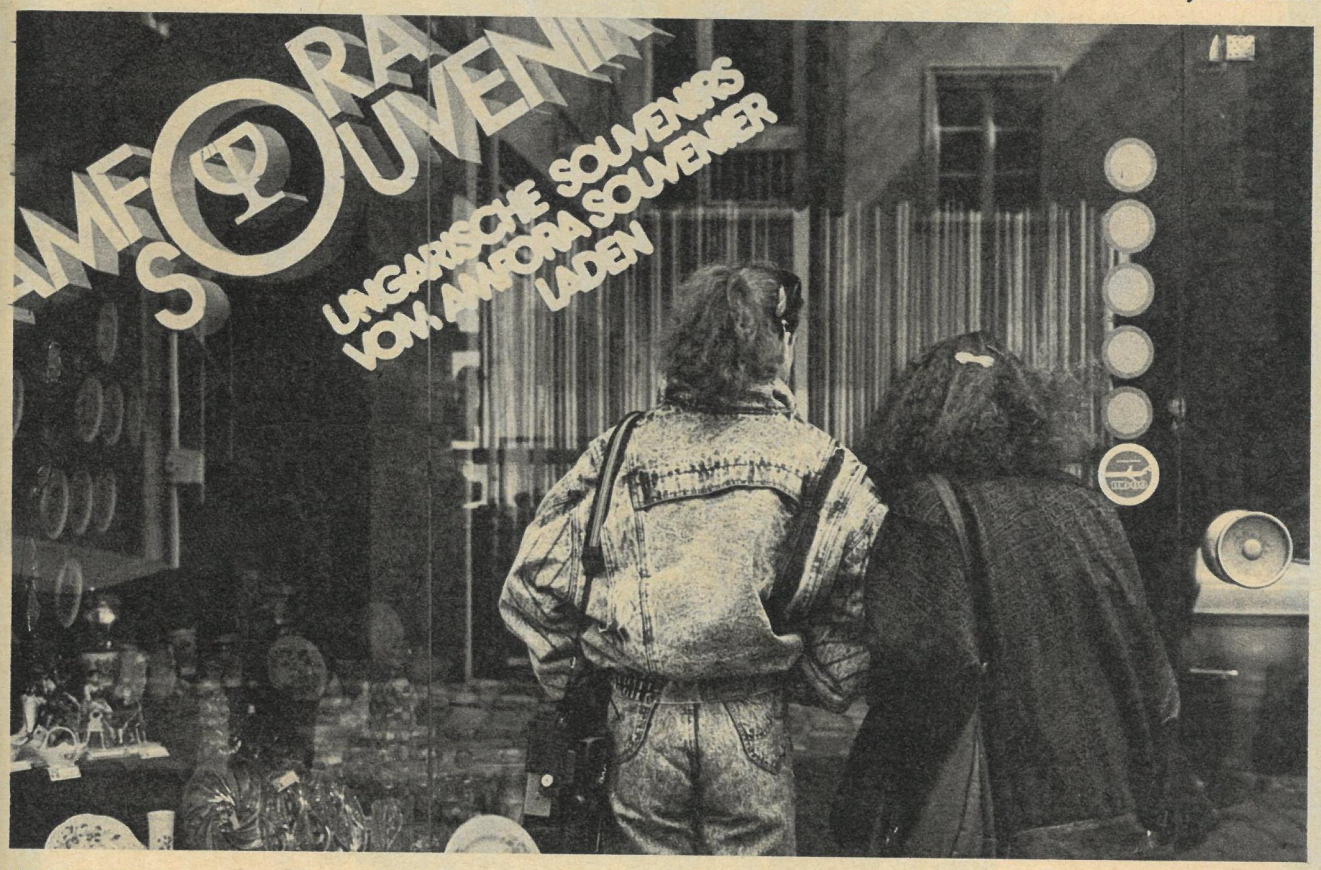
Wer dankt hier wem?

Meistens schien ihr die Sonne

Füße brannten. Aber das war alles vergessen, wenn ich die Musik hörte und das Publikum auf meiner Seite fühlte. Die schönsten Augenblicke meines bisherigen Lebens genoß ich, wenn ich auf dem Siegerpodest stand und unsere Hymne hörte. Aber der Sieg war's nicht allein, der mich stark machte. Es war der Sport an sich." So kommen auch die Worte, die Katis Mutter sprach, nicht von ungefähr: „Am meisten freut uns, daß es mit Hilfe des Sports gelang, Katarina zu einem erfolgreichen, selbstbewußten und dennoch bescheidenen Menschen zu erziehen. Sie steht mit beiden Beinen im Leben, und das ist bei allem Gold doch sehr wichtig." Daran wird sich auch in Zukunft nichts ändern. Im Grunde war es auch nur eine symbolische Geste, daß Kati ihre Schlittschuhe an den berühmten Nagel hing. Nur jene schon vor längerer Zeit einmal geprägte Formel „Leistung wird in Witt gemessen" ist nicht mehr so kategorisch wie früher. Aber über Nacht vom Sport lassen, wie soll Kati das! „Ich werde die Schlittschuhe wieder vom Nagel nehmen und einpacken", sagte sie und gab etwas von ihren Zukunftsplänen preis: „Zunächst ISU-Tournee, im Mai USA-Tournee, im Juli Sommer-Tournee, im August Pioniertreffen bei mir zu Hause – und es kann sein, daß ich hier und da einmal als Gast einer großen Eisrevue auftrete."

Die Zukunft der Schlittschuh-Ballerina findet aber auch hinter der Eingangspforte der Berliner Schauspielschule „Ernst Busch" statt, ehe dann später einmal die Studios des DDR-Fernsehens Katarinas berufliche Wirkungsstätten werden könnten. „Aus diesem Grunde werde ich auch im Juni von Karl-Marx-Stadt nach Berlin ziehen." Allerdings gibt „Miss Ice-World" gern zu, daß noch ein weiterer Grund da ist, der sie an die Spree lockt. Er heißt Ingo Politz, ist Musiker der Rockgruppe „datzu" – und er bedeutet ihr mehr als eine flüchtige, zufällige Bekanntschaft.

Was hat sie noch alles gesagt in den letzten Tagen – in Budapest? Daß sie ihrer Trainerin Jutta Müller, der sie so vieles verdankt, mit dem Weltmeistertitel ein schönes Abschiedsgeschenk gemacht hat. Daß ihre Eltern gesehen haben, wie sie für die Darstellung ihrer Carmen noch einmal eine Sechs und dazu achtmal Note 5,9 erhielt. Daß sie auf Schritt und Tritt sah und spürte, wieviel Freunde sie hat. Ob das ihr den Abschied schwerer oder leichter gemacht hat, weiß sie nicht so genau. *Manfred Hönel*



Wenn Frauen unter sich sind ...

Probier mal das – jetzt darfst du

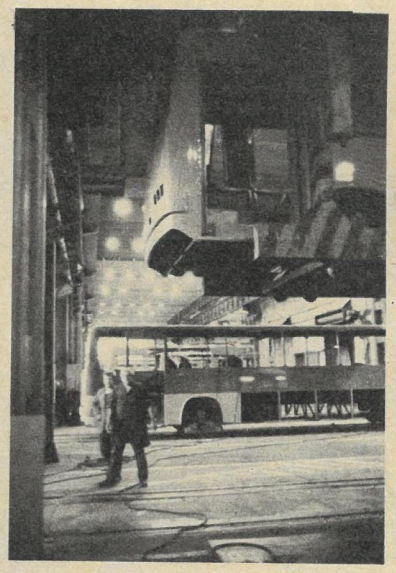
Im nächsten Heft:

Die Insel am Pila Kerkk

Etwa 80 Nationen und Völkerschaften leben auf der fernöstlichen Insel Sachalin, darunter die hier angestammten Niwchen und Oroken. FW-Reporter Gisela Reller (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) berichten über die Insel am Pila Kerkk, wie die Niwchen das Ochotskische Meer nennen – noch im Juni mit Eisschollen bedeckt.

Buswerft Székesfehérvár

FREIE-WELT-Visite an der Wiege des rollenden „Ikarus" in der alten ungarischen Königsstadt.



Arbeitslos in Westberlin

Wie lebt eine Familie mit vier Kindern, wenn der Vater arbeitslos ist? Volker Franke erzählt sein Schicksal.

Alle Fotos: D. Steinberg

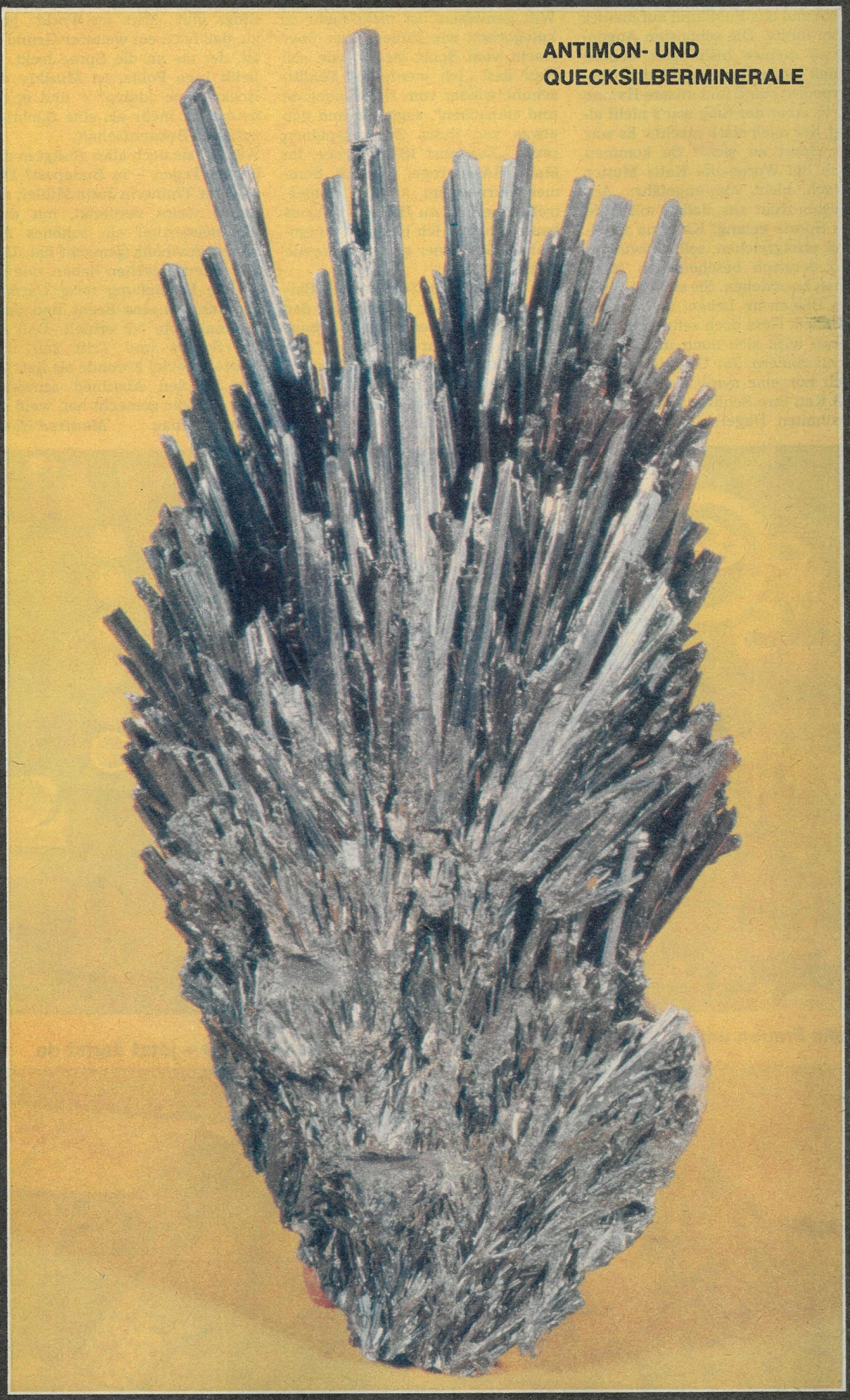
Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Minerale — Gesteine — Erze

in den Geowissenschaftlichen Sammlungen der Bergakademie Freiberg

FREIE WELT (7)

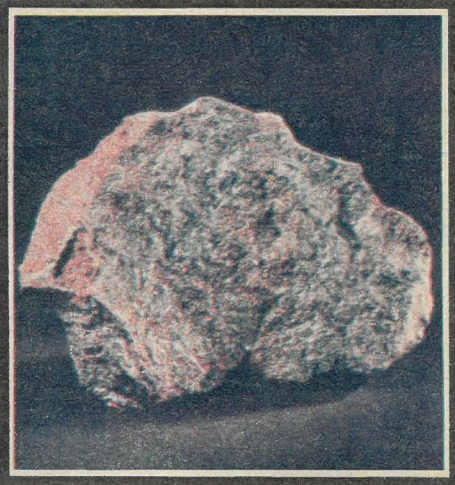
ANTIMON- UND QUECKSILBERMINERALE



Die Schönen des Altertums hatten es nicht so leicht wie die Damen von heute, ihre Augenlider farbig zu tönen: Sie benutzten gemahlenen stahlgrauen Antimonit. Seine färbende Bedeutung hat das Antimon bis heute behalten. Neben anderen Verwendungszwecken wird es wie Quecksilber auch bei der Farbenherstellung eingesetzt. Eine ganz andere Bestimmung gaben die Japaner den langgestreckten, nadeligen bis säuligen Kristallen (Foto rechts: Antimonit 17 mal 8 cm). Die oft ein Meter langen und mehrere Zentimeter breiten Stäbe der japanischen Fundstätten benutzten sie als Umzäunung ihrer Miniaturgärten und als Pflanzenstützen.

Zinnabarit, das rote Quecksilbersulfid (Foto unten Antimonit und Zinnabarit von Nikitowka), kannten schon die alten Griechen als Farbstoff. Er ist das wichtigste Quecksilbererzmineral, aus dem die Römer das „lebende Silber" gewannen. Den Alchimisten des Mittelalters erschien Quecksilber als geeignetster Ausgangsstoff zur erhofften Goldherstellung.

Mangelhafter Arbeitsschutz beim Umgang mit Quecksilber führte in der Vergangenheit oft zu Todesfällen. Als man



zum Beispiel Mitte des 19. Jahrhunderts die Kuppel der Leningrader Isaak-Kathedrale vergoldete – man benötigte 100 Kilogramm Dukatengold dafür –, starben nach Augenzeugenberichten 60 Arbeiter durch die giftigen Quecksilberdämpfe, die sich bei der Verdampfung des Quecksilbers aus Amalgam entwickelten.

Antimon- und Quecksilbervererzungen sind meist miteinander vergesellschaftet. In der UdSSR werden Lagerstätten dieser Metalle im Fergana-Becken, im Donez-Becken und im Fernen Osten abgebaut.

Antimon ist ein wichtiges Legierungsmetall zur Härtung von Blei in Druckletttern, Akku-Platten und Tuben als auch zur Mischung mit Zinn für Lagermetalle. Quecksilber wird heute vorwiegend in der Elektroindustrie und in der chemischen Industrie verwendet, auch die Pharmazie benötigt Antimon und Quecksilber.

PREISFRAGE: Wie heißt der Erfinder des Quecksilber-Barometers?

Antworten bitte auf Postkarte bis 27. April 1988 an FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056

Fotos: Michael Knopfe, Text: Dr. Wolfgang Weber, Redaktion: Christel Kotsch

Es gewannen: 100 M – O. Lacher, Apolda; 75 M – O. Deubner, Naumburg; je 50 M – J. Schneider, Langenwolmsdorf; H. Holtzhausen, Langburkersdorf; M. Wittig, Freiberg/Sa.

Die richtige Lösung in Heft 5/88 lautete: Königswasser.